

Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

begründet von
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von
JAN GOOSSENS

Schriftleitung
GUNTER MÜLLER

Band 24
1984



ASCENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS

Schriftleitung: Dr. GUNTER MÜLLER

Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Verlag: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster.

© 1985 by Kommission für Mundart- und Namenforschung
Westfalens, Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Typoskription durch die Redaktion

Druck und Buchbinderei: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster, 1985

ISSN 0078-0545

Inhalt des 24. Bandes (1984)

Claus SCHUPPENHAUER	Robert Burns niederdeutsch. Hinwei- se auf eine vergessene Literaturtradi- tion II: Burns und die Entwicklung der neuniederdeutschen Literatur	1
Robert PETERS	Überlegungen zu einer Karte des mittelniederdeutschen Sprachraums ...	51
Gunter MULLER	Ein westfälisch-lippischer Flurnamen- atlas. Zum Einsatz von Sprachkarten bei der Veröffentlichung der Daten des Westfälischen Flurnamenarchivs ...	61
Heinz H. MENGE	Westfälische Stadtsprachenforschung ..	129
Timothy SODMANN	Goswyn van Ghemen genant Provestinck ./.. Die ersamen heren deken unde capitell unde provisoires off kerkmesters Sunt Remigij to Borken. Zur Anwendung des <i>Sachsen- spiegels</i> in einem Rechtsstreit des 15. Jahrhunderts	151

Claus Schuppenhauer, Rondeshagen

ROBERT BURNS NIEDERDEUTSCH.

Hinweise auf eine vergessene Literaturtradition II:
Burns und die Entwicklung der neuniederdeutschen Literatur

1.1. Im ersten Teil dieser Serie von Hinweisen¹ ist, weil Anlaß und Ziel begrenzt waren, von ganzen drei Burns-Übersetzern zu reden gewesen: von Klaus Groth, Carl Friedrich Kerkow alias "Berndin Prinz'n" und Oswald Andrae. Eine Literaturtradition ergibt das gewiß nicht, schon gar nicht eine, die betont dem Vergessen entrissen werden müßte. Zwar ließe sich, nimmt man Groths 'Hans Schander' (1849) für den Anfang und Andraes 'Tam o'Shanter' (1978) für das Ende, eine Spanne von rund 130 Jahren errechnen, in denen man sich bemühte, die Verse des berühmten Schotten hierzulande heimisch zu machen; doch hat eben Andrae von Groths Nachdichtungen erklärtermaßen nichts gewußt, und der eine Kerkow zwischen ihnen kann schwerlich für durchgehende Kontinuität zeugen.

Nun ist aber die Liste, in der ich dingfest gemachte Übersetzer und Übersetzungen von Burns-Gedichten zu verzeichnen pflege, um einiges länger. Die drei Genannten eingeschlossen, weist sie im Augenblick - und nur so vorläufig, vom einstweilen letzten Stand der Dinge ist zu berichten - nicht weniger als 21 Autoren aus. Zwei unserer frühen Klassiker sind dabei, viele wohlbekannte Namen, ein paar auch, bei denen selbst dem Fachmann nicht gleich einfallen dürfte, ob und wo er von ihnen gehört oder gelesen hat. Zusammen vertreten sie den gesamten niederdeutschen Sprachraum, von Schleswig-Holstein bis Westfalen und von Ostpreußen bis Ostfriesland. Was die Chronologie anlangt, verteilen sich ihrer aller Übersetzungen ziemlich gleichmäßig auf die Zeit seit 1845. Bis zur Jahrhundertwende zumal sind die Versuche, Burns ins Niederdeutsche zu bringen, so zahl- wie je für sich umfangreich. Da verging buchstäblich kein Jahrzehnt, in dem nicht neue Übertragungen geschrieben und veröffentlicht worden wären. Mehrfachdrucke sind keineswegs selten, sei es durch Neuauflagen, sei es durch Übernahme der Texte von einem Band in den nächsten, von der Zeitschrift in die Sammelausgabe oder umgekehrt. Nach 1900 dann wird der Strom der Überlieferung, wie es scheint, merklich schmaler; er wird

1 C. SCHUPPENHAUER, *Robert Burns niederdeutsch. Hinweise auf eine vergessene Literaturtradition (I)*, Klaus-Groth-Gesellschaft. Jahressgabe 24 (1982) 97-110.

zum Rinnsal, ohne doch je zu versiegen. In jüngster Zeit mehrten sich sogar die Zeichen, daß Burns' Attraktivität für niederdeutsche Schreiber ungebrochen fortbesteht. So sind bis heute, bis in die unmittelbare Gegenwart, immer noch acht Verfasser zu nennen, und auch deren Burns-Nachahmungen gehören verschiedenen Jahrzehnten an.

Die Kenntnis solcher Einzelheiten ist mir im Laufe einiger Jahre zugewachsen, als ich zunächst den mehr oder minder beiläufigen Andeutungen anderer nachging und dann eigene Recherchen anstellte. Von systematischer oder gar lückenloser Such- und Sammelarbeit kann aber mitnichten die Rede sein. Deshalb steht zu vermuten, daß eine sorgfältige Durchforstung der neueren niederdeutschen Lyrik noch weiteres Material zutage fördern würde. Das ist um so wahrscheinlicher, als ich vorderhand nur nach Gedichten Ausschau gehalten habe, die vom Autor ausdrücklich als Burns-Versionen bezeichnet sind. Stillschweigende Übernahme, Umformung und Nachbildung, ob nun von ganzen Gedichten oder von Teilen, ob wortgetreu oder eher frei, dürfte indes recht häufig sein. Die Dichter machen nämlich wenig Aufhebens davon, daß sie mit fremder Feder schreiben. Sie denken nicht einmal daran, die Übersetzungen fein säuberlich von den eigenen Produkten zu trennen. Vielmehr stellen sie die einen oft kommentarlos neben, ja zwischen die anderen, so, als sei das nur natürlich, als gehöre ein Burns in niederdeutscher Sprache einfach dazu. Nicht selten verschwindet denn auch ein ursprünglich vorhandener Herkunftsnachweis wie "na Burns" beim Nachdruck des Gedichts spurlos. Da läuft dann die Übertragung als Eigenschöpfung mit, und wer es nicht zufällig besser weiß, wird kaum Anstoß daran nehmen.

Nach alledem kann als im großen und ganzen erwiesen gelten, daß wir es wirklich mit einer ausgedehnten und durchaus gewollten literarischen Tradition zu tun haben. Offenkundig sogar ist die Auseinandersetzung mit Burns, die rückhaltlose Aneignung dieses an sich doch fremden Autors, eines der konstitutiven Elemente nicht allein für die Anfänge, sondern auch für die Fortentwicklung der neueren niederdeutschen Poesie gewesen. Somit bleibt zu fragen, und zwar vor jeder Detailmitteilung über das Wer, Was, Wann und Wie: Woher eigentlich rührt es, daß dieser Schotte bei niederdeutschen Autoren derart beliebt war und ist, über mittlerweile 140 Jahre hinweg? Welche geistes-, kultur- und literaturgeschichtlichen Zusammenhänge haben dabei eine Rolle gespielt? Liegen dem womöglich, wie so häufig auf niederdeutschem Gebiet, ausgeprägte ideologische Einstellungen zugrunde? Die Antwort kann hier nicht anders als kursorisch geraten. Dennoch wird sie einiges Licht auf Entstehen und Existenz der niederdeutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts werfen - und zugleich auf die Art, in der man sich ihr genähert hat bzw. nähern sollte. Auf nichts kommt es ja so sehr an wie auf den prinzipiellen Blickwinkel.

1.2. Eine Literaturtradition, die als solche nicht erkannt wird, verlangt natürlich auch nicht nach Erläuterung. So kann es niemanden wundern, daß noch das neueste und umfassendste Kompendium unseres Fachwissens den Namen Burns ganze zweimal verzeichnet, und das auch nur in Zusammenhängen, in denen solche Erwähnung eine bare Selbstverständlichkeit ist². In der Tat fehlt sonst, von zwei charakteristischen Ausnahmen abgesehen³, jede umfänglichere Sichtung, Deutung und Wertung der Burns-Rezeption im Bereich des Niederdeutschen - wie man überhaupt versäumt hat, die Frage nach Umfang und Art des Einflusses hoch- und außerdeutscher Literatur anders als beiläufig zu stellen⁴. Es scheint fast, als hätten die Betrachter, die bloßen Liebhaber wie die Wissenschaftler, allesamt gemeint, wo die Dichter selbst nichts zu erklären fänden, gäbe es auch nichts zu erklären. In diesem Punkte nämlich waren und sind die anders so auskunftsfreudigen und deutungsfreudigen niederdeutschen Autoren keine große Hilfe⁵. Der Bedenkenlosigkeit, mit der sie sich

-
- 2 *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*, hrg. v. G. CORDES - D. MOHN, Berlin 1983, S.44, 440.
- 3 *Robert Burns niederdeutsch*. Eingerichtet v. F. SCHULT (Das Gedicht, 4.Jg., Dez. 1937), Hamburg 1937; H.J. KUPPER, *Robert Burns im deutschen Sprachraum unter besonderer Berücksichtigung der schweizerdeutschen Übersetzungen von August Corrodi* (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 56), Bern 1979, S.9-48, 290-295. - Beide Verfasser bieten, jeder auf seine Weise und gemäß seiner Intention, einen zwar nicht vollständigen, doch materialreichen Überblick über die niederdeutschen Burns-Versionen des 19. Jahrhunderts. Beide aber auch, der Literaturkenner und Bibliophile Schult wie der schweizerische Philologe Kupper, gehören eben nicht zum engen Kreise derer, die sich forschend oder kritisch begleitend mit niederdeutscher Literatur zu befassen pflegen.
- 4 Zwar behauptet G. CORDES, *Geschichte und Methoden der niederdeutschen Literaturwissenschaft*, in: *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) S.43: "Die Stellung der nnd. Lit. ist mehr auf komparatistischem Wege bestimmt worden (...)", doch faßt er den Begriff der Komparatistik offenbar reichlich eng. Was er an Ergebnissen und Ansätzen referieren kann, klebt viel zu eng an rein niederdeutschen Gegebenheiten und Sichtweisen, als daß man es als Frucht vergleichender Literaturwissenschaft bezeichnen dürfte. Einen Kommentar verlangt auch Cordes' Formulierung: "Die Biographien zeigen vereinzelt Einflüsse von a u ß e r d e u t s c h e r Lit. an" (ebd. S.44). Dieser Satz hält wohl den Forschungsstand exakt fest, muß aber als Beschreibung puren Unterlassens gelesen werden. Wer nur sporadisch und bei einzelnen Autoren nach solchen Einflüssen fahndet, kann größeren Zusammenhängen schwerlich auf die Spur kommen. Und wo Cordes schließlich einräumt: "Abgesehen von Feststellung der Tatsachen hat sich die Forschung bisher noch wenig mit dieser Frage beschäftigt" (ebd.), da lautet die volle Wahrheit: Selbst von der Nennung und bibliographischen Auflistung der Fakten sind wir noch himmelweit entfernt.
- 5 Die gedankliche Abhängigkeit der 'Merker' von den 'Machern' wäre einmal gründlich zu untersuchen. Da es sich hier um ein Grundproblem niederdeutscher Literaturwissenschaft und -kritik handelt, käme man so den Ursachen für deren anhaltende Misere einen weiteren Schritt näher. Obwohl sich die Einsicht durchzusetzen beginnt, daß die Behandlung niederdeutscher Literatur von Anfang an eher Nicht-Fachleuten überlassen blieb - so

Burnsscher Texte bemächtigen, entspricht ihr beinahe völliger Verzicht auf begründende oder rechtfertigende Theorie.

Ganz ohne ein Quentchen Überlegung konnte das beharrliche übersetzerische Treiben allerdings doch nicht abgehen. Was etwa Groth, eifersüchtig über die richtige Interpretation und Würdigung seines Lebenswerks wachend, im Rückblick zu Burns, seiner Eigenart und seiner Vorbildlichkeit zu sagen hatte, das ist vielfach zitiert worden⁶. Manches andere findet sich in Vor- und Nachworten usw. Doch reicht es, diese verstreuten Äußerungen bei der Vorstellung der einzelnen Übersetzer heranzuziehen. Sie sind eben nicht mehr als Randbemerkungen zum jeweils eigenen Tun. Grundsätzliche Bedeutung haben sie kaum. Das gilt zumindest für das 19. Jahrhundert uneingeschränkt. Bis zu dessen Ende waren Sinn und Legitimität des Übersetzens offenbar über drängenden Zweifel erhaben, und der Musterhaftigkeit des Schotten Burns muß man sich ebenso sicher gewesen sein. Erst den Nachgeborenen im 20. Jahrhundert scheinen derartige Gewißheiten abhanden gekommen oder doch merklich ferner gerückt. Jedenfalls fühlen sie sich aufgerufen, der Frage der Burns-Begeisterung genauer nachzuspüren, historisch-empirisch und phänomenologisch. Die Ursachen dieser Verhaltensänderung sind nirgends ausgesprochen, man war sich ihrer wohl gar nicht bewußt. Indes wird es nicht schwer, sie im folgenden, etwas weiter ausholenden Klärungsversuch mit zu umreißen.

2.1. Seit langem schon haben wir uns angewöhnt, die neuere niederdeutsche Literatur, genauer: jene Epoche, die ohne große

jetzt D. STELLMACHER, *Niederdeutsch. Formen und Forschungen* (Reihe Germanistische Linguistik, 31), Tübingen 1981, S.118f., 124; G. CORDES, *Geschichte und Methoden der niederdeutschen Literaturwissenschaft* (wie Anm.4) S.24-68, bes. S.37; dagegen noch sehr vorsichtig G. CORDES, *Verein für niederdeutsche Sprachforschung 1874-1974*, Nd.Jb. 97 (1974) 7-18, hier S.13 -, gibt man sich mit der diplomatischen Formulierung dieses Sachverhalts noch viel Mühe. Dabei kann man die Folgen dieser durch Abstinenz der zünftigen Literaturwissenschaft erzwungenen falschen Weichenstellung gar nicht schwarz genug malen: Unmittelbares Interesse an neuerer Literatur war in der niederdeutschen Philologie nie sehr ausgeprägt; Unkenntnis literarhistorischer Fakten und Abläufe auch und gerade außerhalb des Niederdeutschen paarte sich mit methodischem Unvermögen; die geringe Menge einschlägiger Forschung setzte das Prinzip wechselseitiger Korrektur weithin außer Kraft; mangelnde Kontinuität führte zum Verlust einstigen Wissens, vgl. C. SCHUPPENHAUER, *Robert Burns niederdeutsch I* (wie Anm.1) S.97-98 u. Anm.1-2; die enge Symbiose, wo nicht Identität von Literaturproduzenten und Literaturbetrachtern endlich machte Distanz zur Sache zunichte, förderte dafür Eingeweihtenmentalität, ideologische Fixierung und Selbstbeschränkung.

6 Zuletzt ausführlich bei J. SCHÜTT, *Robert Burns "Tam o' Shanter" - Klaus Groth "Hans Schander". Ein Vergleich*, in: *Festschrift für G. Cordes zum 65. Geburtstag*, hrg. v. F. DEBUS - J. HARTIG, Bd.1: *Literaturwissenschaft und Textedition*, Neumünster 1973, S.186-200; H. KÄHLER-TIMM, *Der Einfluß der mundartlichen Lyrik Burns' auf Groth*, Klaus-Groth-Gesellschaft. Jahressgabe 22 (1980) 27-66.

Brüche oder Lücken bis in die Gegenwart reicht und die nach gängiger Meinung in besonderem Maße mundartlich geprägt ist, mit dem Dreigestirn Groth, Reuter und Brinckmann beginnen zu lassen. Und wir pflegen dabei zu formulieren, als hätten die drei bahnbrechend Neues zunächst erfunden und dann gegen starken Widerstand zum herrschenden Prinzip gemacht. Nicht, daß wir es nicht besser wüßten, eigentlich und irgendwie. Allein, diese Annahme wirkt auf Anhieb überzeugend, sie prägt sich gut ein und macht die mehr erahnten als bekannten historischen Verhältnisse geordnet verfügbar. Zumal von Groth, dem nach Auftreten und theoretisch-propagandistischer Gründlichkeit ersten in der Reihe, sagt sich ja leicht, er sei "de grondlegger der nieuwe nederduitsche dichtkunst"⁷, er habe sie buchstäblich "begründet"⁸. Sinnfällig erscheint auch die Zuspitzung: "Als er (Groth, C.S.) Fehmarn verlässt, gibt es wieder eine niederdeutsche Dichtung. Ein einziges Werk, sein Werk, hat es ein für alle Mal erwiesen."⁹ Danach mutet es nur mehr folgerichtig an, wenn Jörg Eiben-von Hertell Groth neben Hebel zu den Vätern der "eigentliche(n) deutsche(n) Dialektliteratur" rechnet¹⁰. Und schließlich mag es niemanden verwundern, daß Willy Krogmann, sichtlich mit Blick auf alle drei Klassiker, unter dem viel-sagenden Rubrum "Mundart als literarische Sprache" einfach verfügt: "Von einer neu-niederdeutschen Literatur - nunmehr reiner Mundartdichtung - können wir erst wieder seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sprechen."¹¹

An dieser Stelle ist nicht weiter darüber zu rechten und zu richten, daß Eiben-von Hertell und Krogmann das Kriterium der 'Mundartlichkeit' handhaben, als sei seine Bedeutung klar, seine Berechtigung unumstritten; ebensowenig darüber, daß sie dies unpräzise, letztlich unangemessene Kriterium¹² sogar direkt für

-
- 7 H. TESKE, *De Nederduitsche Literatuur* (Kleine Beer Reeks, 4), Brussel 1942, S.24.
- 8 C. BORCHLING, *Entwicklungsgang der niederdeutschen Literatur*, in: *Tausend Jahre Plattdeutsch*, (Bd.1:) *Proben niederdeutscher Sprache und Dichtung vom Heliand bis 1900*, hrg. v. C. BORCHLING - H. QUISTORF, Hamburg 1927, S.48; G. CORDES, *Niederdeutsche Mundartdichtung*, in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, hrg. v. W. STAMMLER, 2.Aufl, Bd.2, Berlin 1960, Sp.2408.
- 9 H. TESKE, *Die niederdeutsche Dichtung seit Klaus Groth*, DE VLAG. Zeitschrift der Deutsch-Vlämischen Arbeitsgemeinschaft 1 (1937) 162.
- 10 J. EIBEN-VON HERTELL, *Neuniederdeutsche Mundartdichtung: Lyrik*, in: *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) S.419.
- 11 W. KROGMANN, *Die niederdeutsche Literatur*, in: *Die Literaturen der Welt in ihrer mündlichen und schriftlichen Überlieferung*, hrg. v. W. VON EINSIEDEL, Zürich 1964, S.538.
- 12 Vgl. C. SCHUPPENHAUER, *Hermann Claudius Mank Muern. Ein Kapitel von niederdeutscher Ideologie und ihren Folgen*, NdW 22 (1982) 115ff., 127f.

die literarhistorische Periodisierung nutzen wollen und sich dabei so prompt wie heillos verheddern¹³. Sieht man davon ab, so bleibt: Solche Setzungen, plakativ wie sie sind, haben ohne Zweifel ihre Attraktivität und ihre Suggestivität. Sind sie aber auch in einem mehr als vordergründigen Sinne wahr?

2.2. Mit Groths Selbstverständnis, soviel ist sicher, stimmen sie nahtlos überein. Je älter er wurde und je deutlicher sich abzeichnete, daß er den Erfolg des 'Quickborn' nie würde wiederholen können¹⁴, desto hartnäckiger ließ er die Mit- und Nachwelt wissen, wie unvergleichlich sein Verdienst doch sei. Seine Briefe und theoretischen Äußerungen offenbaren seinen Drang zur Selbststilisierung gleich dutzendfach. Wo diplomatische Zurück-

13 Abzulesen daran, daß sie den an sich schon definitorisch gemeinten Begriffen 'Dialekt-' und 'Mundartliteratur' noch qualifizierende Attribute belegen, und zwar so dubiose wie 'eigentlich' und 'rein'. Im übrigen entspricht solch Jonglieren mit dem Sprachstatus allgemeiner Übung bei den Betrachtern niederdeutscher Literatur, und ebenso allgemein ist deshalb die Verwirrung. Beispiele: Krogmann betitelt seine Übersichten über die gesamte niederdeutsche Literatur einmal *Die niederdeutsche Literatur* (wie Anm.11), ein andermal *Niederdeutsche Mundartdichtung* (in: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, 2.Aufl., hrsg. v. W. KOHLSCHMIDT - W. MOHR, Bd.2, Berlin 1958, S.498-513); Krogmann auch, obwohl er sonst 'Mundartdichtung' durchaus positiv begreift, schreibt gelegentlich vom "Schicksal der niederdeutschen Literatur (...), die, einst selbständig, (...) zu einer bloßen Mundartdichtung wurde" (KROGMANN, *Die niederdeutsche Literatur*, wie Anm.11, S.531); Sanders nennt die niederdeutsche Literatur nach 1850 zwar sehr betont "Mundartdichtung", relativiert jedoch den Begriff durch Anführungszeichen und überrascht wenig später mit dem, betrachtet man die Logik, ziemlich unsinnigen Wortspiel, es gebe "eigentlich keine niederdeutsche Mundartliteratur, (...), sondern lediglich eine Reihe niederdeutscher Literaturmundarten" (W. SANDERS, *Sachsensprache, Hanesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen*, Göttingen 1982, S.187); Gernentz sieht variierend - und sich gleich doppelt distanzierend - "die sogenannte 'klassische' Mundartdichtung (...) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im nd. Gebiet" entstehen (H.J. GERNENTZ, *Niederdeutsch - gestern und heute. Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik in Geschichte und Gegenwart*, 2. völlig neubearb. u. erw. Aufl., Rostock 1980, S.115); die drei Verfasser endlich, die im *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) die vier Gattungsbereiche der *Neuniederdeutschen Mundartdichtung* behandeln, definieren ihren Gegenstand sogar auf viererlei Art: als "Texte in nnd. Ma." (S.391), "Texte in nd. Sprache" (S.412), "Dichtung in nd. Mundart" (S.436), "Spiele in nd. Sprachform" (S.466). - Etwas mehr gedankliche und terminologische Disziplin täte unserem Fach wahrlich gut. Wofern man auf das Kriterium der 'Mundartlichkeit' trotz allem nicht verzichten mag, wäre es schon ein Fortschritt, wenn man sich auf die klare Opposition "Mundart- und Nichtmundartliteratur" beschränkte und das Spiel mit Zusätzen und Variationen unterließe (vgl. STELLMACHER, wie Anm.5, S.130).

14 Die Ahnung, daß mit dem 'Quickborn' Groths "poetische Mission vielleicht bereits erfüllt" sei, äußerte Storm schon am 5.6.1853 in einem Brief an Fontane; vgl. *Theodor Storm - Theodor Fontane. Briefwechsel. Kritische Ausgabe*, hrsg. v. J. STEINER, Berlin 1981, S.37.

haltung und Gesten der Bescheidenheit entbehrlich schienen, begnügte er sich nicht einmal damit, den Ruhm des Begründers der neueren niederdeutschen Literatur für sich zu reklamieren. Da wollte er auch der Pionier für die Wiederentdeckung und Wiedererweckung alles Mundartlichen gewesen sein, die theoretische Grundlegung durchaus eingeschlossen. Im Alleingang sozusagen wollte er die Mundartbewegung ausgelöst und durchgesetzt haben. Eines der rückhaltlosesten Bekenntnisse dieser Art findet sich in dem Brief, den Groth am 3.10.1874 an seinen jugendlichen Bewunderer Martin Börsmann im fernen Amerika schrieb:

"Denk Di blot mal, dat de Hauptsaken vun dat, wat ik in min lütt Book oewer 'Mundarten' seggt heff, mi al voer binah 30 Jahren bekannt un klar weern as dat Dagslicht. Awer damals leep de Welt jüst een annern Weg. Keen löv een Wort darvun. Harr ik't dalschreiben, man harr't nich lest. Ik sprok dat nich ut, to keen Minschen: denn man harr mi foer verrückt holn, wenn ik seggt harr in't plattdütsche Land, wat man nu in amerikansche Zeitungen list. Ik stunn damals ganz allein. Een damals berühmten Schriftsteller, de mit to't sog. 'Junge Dütschland' hör, een Fründ vun Heinrich Heine, Gutzkow u.a., een Mann, de in Kiel an de Universität Vorlesungen oewer Dichtkunst holn harr, (...) disse Mann schreew een Book: 'Soll die plattdutsche Sprache ausgerottet werden? Antwort: Mit Stumpf und Stiel, sobald wie möglich, denn sie macht die Leute dumm, roh, unwissend.' Dieser Mann (...) hieß Ludolf Wienbarg. (...) Wat de Mann in disse Schrift sä, dat löben de alle. Un dat weer de Tid, as ik to allereerst wedder plattdütsch dach, dich un schrew. Damals keem min 'Quickborn' rut. Ik harr min Leben daran sett. Denk Di, wie mi to Mot is, wenn ik nu hör, dat man in New York plattdütsche Statuten foer een Vereen druckt un plattdütsch sprikt (...). Is't nich, as war mi een Tügnis utschreiben, dat ik nich umsunst levt un strevt?

Denn dat all de annern achterna kamen sünd un hölpen hebbt, dat is ja schön. Se sünd awer doch achterna kamen. Un een Amerikaner weet woll, wat een Pionier oder een Backwoodman bedüdt: Dat eerste Lock to haun schall nich ahn Umstänn sin. Doch ik wull nich vun mi spreken, sunnern vun de Sak, de Sprak. Awer man kummt ja op den, de mit de Sak tosamenghangt."¹⁵

Wie Groth hier "de Sak", die Neueinschätzung und Neubelebung einer spezifischen Mundartkultur, an seinen Namen bindet; wie er von sich als erstem Wissenden in einer Welt von Ahnungslosen und Ungläubigen redet, von einem, der als Rufer in der

15 H.E. HANSEN, *Klaus Groth und Martin Börsmann. Der Briefwechsel zweier Niederdeutscher*, Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 49 (1969) 172-173.

Wüste hätte aufstehen mögen, sich aber ob der Ignoranz seiner Umgebung zu resigniertem Schweigen verurteilt sah; wie er vor allem Wienbarg kurzerhand zum Sprecher der Mehrheit erhebt, auf daß seine persönliche pro-niederdeutsche Überzeugung und Leistung in um so hellerem Glanz erstrahle - das alles verrät nicht allein die Eitelkeit und Egozentrik des alternden Dichters, dem der frühe Ruhm zerronnen ist. Vielmehr muß man darin ein gestörtes Verhältnis zur Realität erblicken. Dennoch hat die selbstbeweihräuchernde Einseitigkeit ihre Wirkung nicht verfehlt. Das Zeugnis Groths wiegt nun einmal schwer bei den Freunden von Heimat, Mundart und Mundartliteratur, und allgegenwärtig ist bei ihnen die Neigung, eine Position schon deswegen für richtig, vernünftig oder bedeutsam, ja sogar für fortschrittlich zu halten, wenn sie dem Niederdeutschen günstig ist, und vice versa. Niemanden kann darum erstaunen, daß manch ein Historiker der niederdeutschen Literatur es Groth gleichgetan hat. Auch bei ihnen muß Wienbarg, "der Wortführer der jungdeutschen Literaten" (sic! C.S.), den Buhmann abgeben, dessen "maßlose"¹⁶ und "verständnislose Angriffe"¹⁷ auf das Niederdeutsche eigentlich erst Groth habe parieren und überwinden können.

3.1. Viel Wahres ist daran nicht, nicht mehr jedenfalls, als daß Groth Wienbargs Plädoyer für eine Ausrottung des Niederdeutschen abwegig fand und ihm mit dem 'Quickborn' in der Praxis zuwiderhandelte. Im übrigen war Groth nie der Mann, der Wienbarg hätte Paroli bieten können, weder in den vierziger Jahren noch später. Er mußte es auch nicht. Das zu sehen, genügt die Bereitschaft, einen Blick über den niederdeutschen Gartenzaun zu werfen, d.h. die Argumentationen beider ohne Vorurteil miteinander zu vergleichen und auf den Gang der deutschen Geistesgeschichte zu beziehen. Dann ergibt sich sofort: E r s t e n s war Groth außerstande, Wienbargs Ideen im Kern zu verstehen. Dessen Ziele waren ihm fremd, dessen Denkweise blieb ihm, vom Ansatz bis zum Resultat, rundherum dunkel - nicht obwohl, sondern gerade weil sie rationalistisch war. Er, der auf ganz anderen, nämlich irrationalen bis mythischen, Vorstellungen von Volk und Volksleben, von Volkskultur, -bildung und -sprache fußte, konnte schlechterdings nichts anfangen mit dem Bild einer hierarchisch gegliederten Gesellschaft, die ökonomische, soziale und kulturell-sprachliche Ungleichheit zugleich voraussetzt und schafft. Vollends fern lag ihm der ausgemacht politische Impetus

16 BORCHLING (wie Anm.8) S.49.

17 W. STAMMLER, *Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart* (Aus Natur und Geisteswelt, 815), Leipzig Berlin 1920, S.84; vgl. die im- und expliziten Verweise auf Wienbarg und sein Verhältnis zu Groth bei TESKE (wie Anm.9) S.162; TESKE (wie Anm. 7) S.24.

des Jungen Deutschland. Daß Wienbarg und seine Gesinnungsgenossen um der Liberalisierung und Demokratisierung willen auf eine Emanzipation des Volkes drängten, daß sie über die Gesellschaftsanalyse und -kritik hinauskommen wollten, hin zu einer förmlichen Revolution - Groth vermochte es im Wortsinne nicht zu fassen. Wie also hätte er gegen eine entsprechend begründete 'Mundartfeindschaft' theoretisch auftreten wollen, wie auch dürfte man ihm das historische Verdienst zubilligen, derart weitreichende Ideen mit Erfolg bekämpft zu haben?

Er hat es nicht einmal versucht¹⁸ und, was wichtiger ist, er brauchte es gar nicht zu versuchen. Zweitens nämlich, und dies nun in diametralem Gegensatz zu Groths ichbezogener Darstellung, war die Position der Jungdeutschen keineswegs die der Mehrheit. So viel die Wienbarg, Laube, Börne, Gutzkow usw. zu ihrer Zeit von sich reden machten, so wenig haben sie die generelle Ausrichtung des Denkens und Schreibens im 19. Jahrhundert auf Dauer beeinflussen können. Ihre Rolle war von Anfang an die von kritischen Oppositionellen, von Außenseitern, und ihre Bewegung im Grunde ein Nachhutgefecht der Aufklärung. Dies Scharmützel endete ziemlich abrupt mit dem Scheitern der Revolution von 1848, es wurde sogar durch Repression beendet. War es bis dahin bereits möglich und in wachsendem Umfange auch üblich gewesen, sich mundartfreundlich zu geben und sich mit niederdeutscher oder sonstwie nicht-standardsprachlicher Poesie auf den Plan zu wagen, so war von Stund an mit radikaler Gegnerschaft für solch Tun überhaupt nicht mehr zu rechnen. Insoweit befand sich Groth mit seinem 'Quickborn', erschienen Ende 1852, von vornherein auf der sicheren Seite. Er schwamm förmlich mit und auf dem Strom der geistig-literarischen Entwicklung. Die war ja, in Deutschland und weit darüber hinaus, auf Heimatlich-Volkstümliches geradezu programmiert. Selbst die Jungdeutschen, das ist drittens hervorzuheben, standen dieser Hinwendung zu Volk und Volkstum nicht im Wege. Sie haben im Gegenteil zu diesem allgemeinen Trend kräftig beigetragen. Ihre entschiedene volkspädagogische Zielsetzung, ihr Erbe aus der Aufklärung eben, hätte anderes gar nicht erlaubt. Nur dort, wo die gängige, im wesentlichen Herdersche Interpretation von 'Volk', 'Volkskultur', 'Volkssprache' etc. auf Verschleierung und somit Verfestigung von Klassenunterschieden hinauslief, wo also die Neuentdeckung des Phänomens 'Volk' sofort in die Beschwörung einer heilen Welt mündete und die bloße Nennung des Begriffs 'Volkssprache' die Vorstellung von einem

18 Wo Groth später direkt auf Wienbarg zu sprechen kommt, begnügt er sich - wie im Brief an Börsmann - stets damit, dessen 'Mundartfeindschaft' global abzutun, vgl. K. GROTH, *Sämtliche Werke*, hrg. v. (F. PAULY) - I. BRAAK - R. MEHLEM, Bd. 6: *Über Sprache und Dichtung*, Flensburg Hamburg 1961, S. 159, 300.

unproblematisch reinen, idealen Wert wachrief - da erhoben die Jungdeutschen lautstarken Protest, Wienbarg mit seiner Forderung nach Abschaffung des Niederdeutschen an der Spitze.

Zu einer so differenzierenden Würdigung der jungdeutschen Einstellung zu Volk, Dialekt etc. haben sich freilich die Fürsprecher des Niederdeutschen kaum verstehen mögen, mindestens bis zum Ende des Dritten Reiches nicht. Sie hatten an dem Feindbild vom mundartverachtenden Jungen Deutschland genau das, was sie zur Glorifizierung der eigenen Sache und ihrer Protagonisten brauchten. Deshalb zitieren sie in der Regel auch nur Wienbargs bewußt übertreibenden und somit provozierenden Titel. Die Frontstellung ist ihnen wichtig, nicht die Begründung. Dabei bleibt unklar, ob sie wahrhaftig nicht sahen, wie begrenzt Zweck und Wirkung der gegnerischen 'Mundartfeindschaft' waren, oder ob sie solche Einsicht wohl hatten, jedoch schlicht verdrängten. Wie aber auch immer, den Ausschlag gab ohnehin ihre Ideologie - eine, die kurzerhand reaktionär zu nennen man sich nur scheut, weil Respekt vor der Geschichte das gebietet. Es war eben bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die vorherrschende Ideologie, und ihre ganze Einseitigkeit und Brüchigkeit offenbarte sich erst - dann allerdings endgültig - in der nationalsozialistischen Pervertierung: Wer je die Tiraden gelesen hat, mit denen pro-niederdeutsche Eiferer da über Wienbarg und seine Genossen herfielen, diese Mischung aus dunkel volkstümelndem Geraune und blankem, auch rassistischem Haß¹⁹, der dürfte nie wieder versucht sein, die geistes- und literaturgeschichtliche Leistung Groths und seiner Nachfolger als triumphalen Sieg über das Junge Deutschland aufzufassen²⁰.

19 Vgl. z. B. K. SCHULTE KEMMINGHAUSEN, *Mundart und Hochsprache in Norddeutschland*, Neumünster 1939, S.66-72; W. MEYER-SEEDORF, *Sterbende Mundart. Ein Weck- und Mahnruf*, Hildesheim 1941, S.13-14; H. JANSSEN, *Leben und Macht der Mundart in Niedersachsen* (Veröffentlichungen des Provinzial-Instituts für Landesplanung und niedersächsische Landesforschung Hannover-Göttingen, 14), Oldenburg 1943, S.138-139. Eine der bösesten, ungeschminkt nazistischen Rempelen bei H. QUISTORF, *Nieder mit dem Plattdeutschen!*, Moderspraak. Monatsschrift für de Plattdütsch Gill Sleswig-Holsteen 24 (1937) 172-174, hier S.174: "Vor 100 Jahren wurden also die Lehrer vom 'Führer des jungen Deutschland', wie Wienbarg (...) genannt wird, aufgefordert, die Wurzeln echten Volkstums aus den Herzen der ihnen anvertrauten Kinder zu reißen; heute werden sie vom Führer des ganzen Deutschland gemahnt, sie wieder sorgsam zu pflegen, die echten Menschenwerte aus vererbtem Stammesblut und -boden wachsen zu lassen, damit das deutsche Volk aus seiner wahren Kraft zur Größe gelange und die deutsche Kultur in gerader Richtung von unten nach oben sich entfalten kann."

20 Ansätze zu einer Neubewertung der jungdeutschen Haltung gegenüber dem Niederdeutschen etwa bei I. BRAAK, *Ludolf Wienbarg und Klaus Groth*, Klaus-Groth-Gesellschaft. Jahrgabe 9 (1965) 8-12; D. BELLMANN, *Mit dem Herzen dafür, mit dem Verstand dagegen. Eine Notiz von L. Wienbarg zu einem Gelegenheitsgedicht von Ph. O. Runge*, ebd. 17 (1973/74) 105-111; C. SCHUPPENHAUER, *Nachwort*, in: *Niederdeutsch gestern. Eine Sprache in Pro und Contra 1: Jonas Goldschmidt und andere, 1845/46*, bearb. v. C. SCHUPPENHAUER, Leer 1980, S.71-74; STELLMACHER (wie Anm.5) S.16-17, 32.

Sonst aber gab es keine Person, keine Gruppe oder Denkschule, die sich dem allgemeinen Interesse für Volkstümliches, im besonderen der Herausbildung einer mundartlichen Literatur hätte grundsätzlich entgegenstemmen wollen und können. Mindestens war da niemand, der das - dank seines Ranges und Einflusses - mit Aussicht auf Wirkung oder gar Erfolg zu tun vermocht hätte. Statt dessen herrschte Freizügigkeit, mag sie gelegentlich auch nur von der Art gewesen sein, die aus Unsicherheit und Inkonsequenz geboren wird. Was den Wert der verschiedenen Sprachformen, ihre Eignung für die Poesie und überhaupt den kulturellen Sinn nicht-standardsprachlichen Dichtens betrifft, schwankte man eben dauernd zwischen einander widerstreitenden Maximen.

3.2. Rundheraus zwiespältig war etwa die Haltung der zünftigen Fachleute. Einerseits beruhte die neu entstehende germanistische Wissenschaft mit ihrer Bündelung historischer, sprachlicher und volkscundlicher Interessen wesentlich auf dem vertieften Sprach- und Kulturverständnis Herders und der Romantiker, und das wiederum schloß die Neigung zum Volkhaft-Dialektalen ein. Andererseits waren ausgerechnet die tonangebenden Vertreter der neuen Disziplin, vorweg die auf Jacob Grimm fußenden Junggrammatiker, ganz für die hochdeutsche Schrift- und Gemeinsprache eingenommen. Sie galt ihnen als die Verkörperung vollkommener Sprachbildung, als abschließender Höhepunkt auf dem Wege sprachlicher Läuterung und Verfeinerung, kurzum: als mühevoll erkämpftes, aber endlich doch erreichtes Ziel aller nationalen Sprachkultur. Für die übrigen Redeweisen blieb bei solcher Werteordnung nichts als ein Platz weit unterhalb dieses idealen Hochdeutschen. Zumal die Mundarten mußten dem Verdikt verfallen, aller persönlichen Gefühlsbindung zum Trotz. So mühte sich der Grimm-Schüler August Lübben gewiß nicht nur um Verständnis für andere, sondern sprach auch von seiner eigenen Gemütslage, als er schrieb: "Es hält schwer und man fühlt eine Art von Beklemmung und Gewissensangst, von einer Sprache, die man mit der Muttermilch eingesogen hat, und zu der man wieder greift, wenn sich das Herz den Freunden aufschliesst und mit ihnen sich in die Poesie der Jugendzeit eintaucht, sagen zu müssen, dass sie schlechter ist als die, welche man durch den Zwang der Schule und des Lebens gelernt hat." Solche subjektiven Aufwallungen wollte er freilich angesichts des vermeintlich objektiven wissenschaftlichen Befundes beiseitegeschoben wissen, denn bei der vorangehenden Analyse des Niederdeutschen - einer der ersten nach junggrammatischer Methode - war er allenthalben auf Kennzeichen sprachstruktureller 'Armut' und 'Rohheit' gestoßen. Also folgerte er: Der "Geist der Geschichte" habe ein- für allemal entschieden, daß der Fortschritt auf der Seite des Hochdeutschen sei, während auf der des Niederdeutschen unaufhaltsamer Verfall regiere; deshalb müsse man, bei aller Liebe, vom Nieder-

deutschen lassen. Als Medium der Dichtung und der Bildung insgesamt taugte nur mehr die Einheitssprache Hochdeutsch, auch das sei durch den Gang der Ereignisse ausgemacht. Und diesen nach dem letzten Stand sprachwissenschaftlicher Einsicht geführten Beweis für die Notwendigkeit hochdeutsch-schriftsprachlicher Einsprachigkeit krönte Lübben sodann mit dem Argument, das im ganzen 19. Jahrhundert als höchster Trumpf ausgespielt wurde: mit der beschwörenden Forderung nämlich, um des Vaterlandes willen müßten Partikularinteressen hintangestellt, Partikularsprachen geopfert werden. Nicht von ungefähr bediente er sich dabei der Worte Jacob Grimms, der so autoritativ wie absolut verfügt hatte, den Vorteil der einheitsstiftenden Nationalsprache könne "kein Stamm glauben zu theuer gekauft zu haben oder um irgend einen Preis hergeben zu wollen."²¹

Diese Botschaft war sicher um nichts weniger mundartfeindlich als die des Jungen Deutschland, eher im Gegenteil. Obendrein wurde sie verkündet von denen, die wie niemand sonst berechtigt schienen, über Sprachliches zu urteilen. Und kein Zweifel ist erlaubt daran, daß Jacob Grimm, seine Vorgänger und seine Gefolgsleute landesweit hohes Ansehen genossen. Anders als die Männer um Wienburg gerieten die Repräsentanten der germanistischen Wissenschaft ja nie in die Gefahr, wegen ihrer kritisch-oppositionellen Haltung zu schieren Außenseitern der nationalen Kulturszenerie abgestempelt zu werden. Die Zeichen waren also durchaus so gestellt, daß die Gelehrten mit ihrem Plädoyer für die eine Hochsprache und die eine hochsprachliche Literatur hätten Gehör finden können. Just davon kann indes keine Rede sein. Wenn eine Gruppe nachhaltig zur Entstehung und Ausbreitung der Mundartbewegung beigetragen hat, dann ist es die der Germanisten gewesen. Sie hielten sich in der Praxis kaum an die Mundartfeindschaft, die ihre sprachpolitische Theorie ihnen vorschrieb. Vielmehr handelten sie nach dem Gesetz, nach dem sie überhaupt erst angetreten waren: Mit Feuereifer widmeten sie sich den Gegenständen der Volkssprache und -literatur, für die ihnen Herder und die Romantiker die Augen endgültig geöffnet hatten.

Nun lag der Begeisterung, mit der sich Gelehrte und Laien ans Aufspüren, Sammeln, Ordnen und Deuten des Volksgutes machten, nicht zuletzt der Glaube zugrunde, man müsse rasch noch in die Scheuer fahren, was überständig sei und deshalb demnächst verschwinden werde. Wirkung auf die Wissenschaft, auf die Öffentlichkeit und somit auf die geistesklimatischen Strömungen hatte aber nicht diese Negativprämisse. Wirkung, und zwar fördernde, hatte das Tun selbst, hatten die aus ihm flie-

21 Vgl. A. LÜBBEN, *Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen*, Oldenburg 1846; jetzt in: *Niederdeutsch gestern. Eine Sprache in Pro und Contra I* (wie Anm. 20) S. 35-62, Zitate S. 61-62.

Benden Erkenntnisse und Anregungen. Binnen kurzem und fast wie eine nationale Gemeinschaftsaktion anmutend, jedenfalls unter Beifall und Teilnahme des gebildeten Deutschland, erwachsen ganze Wissenschaftszweige aus dem Nichts. Dialektologie und Volkskunde wurden bald schon auf breiter Basis, mit differenzierten Fragestellungen und nach festen Regeln betrieben. Vor allem jedoch ging mit der rezeptiv-betrachtenden Hinwendung zur Sprache und Literatur des Volkes häufig eine produktiv-pflegerische einher. Mustert man die Ansätze niederdeutscher Literatur vor Groth unter diesem Blickwinkel, zeigen sich solche Querverbindungen zwischen Gelehrsamkeit und Dichtungsproduktion wieder und wieder. Dabei tritt wechselseitige Abhängigkeit in den unterschiedlichsten Spielarten auf. An dieser Stelle müssen ein paar Andeutungen ohne Einzelbelege und nähere Interpretation genügen.

3.3.1. Bereits die auf Volksnähe zielenden, noch aus vorromantischen Quellen gespeisten Dichtungsversuche, die im Umkreis des Göttinger Hains entstanden, sind schwerlich ohne den gelehrt-theoretischen Hintergrund zu denken²². Förmlich mit Händen zu greifen ist er beim berühmtesten Beispiel, bei Johann Heinrich Vossens niederdeutschen Idyllen: Text und Textgeschichte verraten auf Schritt und Tritt die ausgedehnte literatur-, sprach- und verskundliche Kennerschaft des Autors. In den nachgeschobenen Anmerkungen zum 'Winterabend' führt Voß sie dann selbst vor - mit allerhand Sach- und Spracherklärungen, mit den vielzitierten Worten gegen ein "verwahrlosetes" oder rein landschaftliches Plattdeutsch und für einen "schüchternen Nachhall der sassischen Buchsprache", mit Hinweisen auf das Dorische seines Vorbildes Theokrit usw.²³ Er hatte merklich seine liebe Not mit dem so ungewohnten wie ungewöhnlichen Medium. Und Klopstock dürfte es nicht anders ergangen sein, als er 1775 eine seiner 'teutsch' getönten Oden ins Niederdeutsche übertrug. Tüftlerisch wie Voß, aber weniger mundartkundig, mußte er sich bei der Übersetzung fremder Hilfe bedienen. Nach Nennung nur zweier Namen wird also schon deutlich, daß die Wahl des Dialekts nicht geringeren, sondern höheren Aufwand an Wissen und Handwerk verlangte. Dabei sollte sie doch eigentlich Volkstümlichkeit verbürgen. Nach Lage der Dinge, d. h. bei der gegebenen Sprachsituation, war solch innere Widersprüchlichkeit zwangsläufig. Trotzdem bleibt sie auffällig genug, vor allem, weil sie niemanden gestört zu haben scheint. Denn an die-

22 Über den Hain als Keimzelle neuniederdeutschen Dichtens gerafft, aber un-gemein kenntnis- und perspektivenreich W. RABELER, *Johann Heinrich Voß im Werdegang der plattdeutschen Literatur*, Nd.Jb. 89 (1966) 161-169.

23 J.H. VOSS, *Idyllen*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1801, mit einem Nachwort von E.Th. VOSS (Deutsche Neudrucke, Reihe Goethezeit), Heidelberg 1968, S.353-354.

ser Paradoxie änderte sich in der Folgezeit nichts, am allerwenigsten bei denen, die mit Voß und Klopstock niederdeutsches Dichten als eine bloße Spielart ihres sonstigen literarischen Tuns begriffen, als dessen direkte Fortsetzung mit anderen Mitteln.

In erster Linie ist hier an die intensive Ausstrahlung zu erinnern, die der Göttinger Hain auf die norddeutsche Kulturszene gehabt hat, besonders im Raum Westfalen²⁴. Da war Bernhard Gottfried Bueren (1771-1848) aus Wolbeck, später Richter in Papenburg, ein Mann, der außer hoch- und niederdeutsch "mit gleicher Gewandtheit französisch, lateinisch und griechisch dichtete."²⁵ Ein einziger Text aus seiner Feder vermag zu zeigen, mit welcher Selbstverständlichkeit man damals die Inhalte und Formen der zeitgenössischen Hochsprachenliteratur niederdeutsch nachahmte: Seine Verse 'An Sophie' (1792) spiegeln haargenau die herzerwühlende Schreibart, die in der Freundschafts- und Liebeslyrik Klopstockscher Prägung ritualisiert war. Und da gab es den gleichaltrigen Theobald Wilhelm Broxtermann (1771-1800). Er hatte Kontakte zu den Hainbündlern, unterlag als Osnabrücker jedoch auch dem direkten Einfluß Möasers. Davon zeugen beredt seine hochdeutschen Epen nach Stoffen aus der westfälischen Heimatgeschichte. Dem Niederdeutschen wandte er sich zu, als er - inspiriert von dem um sich greifenden Glauben an die volkpoetische Musterhaftigkeit der 'alten' englisch-schottischen Ballade - das Lied von 'Fair Rosamond' deutsch nachbilden wollte: 'Schön Rosamond. In niederdeutscher Mundart' (1794) überschrieb er seine Fassung der historischen Volksballade, die mit Thomas Percys 'Reliques' (1765) nach Deutschland gekommen war. Der Titelzusatz, fast überflüssig zu sagen, bezeichnet einfach die Abkehr vom sprachlichen Standard, den Willen zur Volksnähe. Mundartlich im linguistischen Sinne ist Broxtermanns Diktion beileibe nicht. Vielmehr ist sie stilisiert, wie das die literarische Konvention für diese Gattung verlangte. Von der Diktion vergleichbarer hochdeutscher Texte unterscheidet sie sich deshalb allein in den Lauten.

Soweit man an den Göttinger Hain denkt, liefen also Hochsprachenliteratur und volkstümlich gemeinte Dialektliteratur in weithin gleichen Bahnen. Die vielfache Begrenztheit mundartlicher Sprache wurde mitnichten so empfunden, daß sie Teilhabe am aktuellen literarischen Geschehen be- oder verhindert, daß sie überhaupt geistiger Weite und Tiefe im Wege gestanden hätte. Diese Begrenztheit wurde kurzerhand aufgehoben. Bewußt und mit viel handwerklicher Mühe stutzte man die Mundart so zu-

24 Dazu jetzt im Zusammenhang mit dem aufkommenden Regionalismus R. VON HEYDEBRAND, *Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945. Ein literarhistorischer Modell-Entwurf* (Geschichtliche Arbeiten zur Westfälischen Landesforschung. Geistesgeschichtliche Gruppe, 2), Münster 1983, bes. S.8ff.

25 H. SCHÖNHOF, *Geschichte der Westfälischen Dialektliteratur*, Münster 1914, S.10.

recht, daß sie höchsten ästhetischen Anforderungen genügen konnte; sie wurde schlicht literarisiert. Dialektale Poesie blieb damit gebunden an erlesene Bildung und Gelehrsamkeit. Ein irgendwie volkstümlich zu nennendes und insoweit dann unverwechselbares Gesicht konnte sie auf die Weise schwerlich gewinnen, ebensowenig eine besondere Position neben der Hochsprachenliteratur. Das um so weniger, als sie im Schaffen der einzelnen Dichter stets nur die Ausnahme von der Regel bildete und insgesamt nie den Beigeschmack des Gelegentlichen und Experimentellen verlor. Freilich gilt es einzusehen, daß sich die Männer des Hains eine selbständige, eigenwertige 'Mundartliteratur' weder vorstellen konnten noch wollten. Diese Idee, besser: die Verwirklichung dieser Idee in Produktion und Poetologie, ist erst jüngeren Datums²⁶.

Das heißt nun nicht, Voß und seine Freunde hätten sich der Suche nach dem Volk und der Volkspoesie verweigert. Schon am 24.2.1773, Jahre vor Entstehen der niederdeutschen Idyllen, forderte Voß Ernst Theodor Johann Brückner, den Pastor im mecklenburgischen Groß-Vielen, dringlich auf: "Sollten in Mecklenburg nicht noch einige von unsern alten (Balladen, C.S.) sich erhalten haben? Wenn ich nicht irre, hab' ich bisweilen solche alte Abentheuer absingen hören. Bemühe Dich doch um alte Gassenhauer, und wenn Du was Gutes findest, so theil 's mit." Da er offenbar nicht bekam, was er wollte, mahnte er am 13.6. noch einmal: "Aber, lieber Brückner, ja alte Gassenlieder mit Geschichten gesammelt."²⁷

Welchen Erfolg solche Aufrufe auch jeweils gehabt haben²⁸, sie belegen unzweideutig, wie groß das Interesse an der Volkskultur im Bannkreis des Hains war. Liest man sie genauer, dann geben sie zugleich Aufschluß über die Art dieses Interesses. So sollte Brückner zwar im heimatlichen Mecklenburg nach volksliterarischen Resten Ausschau halten, doch wurden die - die Worte

26 Wer daran vorbeisieht und die niederdeutsche Literatur aus der Sphäre des Hains wegen mangelnder Volkstümlichkeit und Mundartlichkeit nicht allein rügt, sondern für prinzipiell gescheitert erklärt, sündigt wider den Geist einer auf Fakten gegründeten historischen Wissenschaft, von allerlei weiteren theoretischen Fehlleistungen zu schweigen. Da diese Art von 'Wertung' in der niederdeutschen Literaturwissenschaft allgemein üblich ist, mag als beispielhafter neuerer Beleg J. Meiers Urteil über Voß genügen: vgl. *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) S. 438.

27 Zitate nach U. ZIEROW, *Dr. Adolf Brückner (1744-1823)*, Nd.Jb. 60/61 (1934/35) 185-190, hier S.186.

28 Von Ernst Th. Joh. Brückner ist immerhin zu berichten, daß er sich später an plattdeutschen Dichtungen versuchte, auch mit Übersetzungen aus dem Griechischen. Sein Bruder Adolf Friedrich Theodor lieferte sogar, mit der Widmung "Herrn Voß", die einzige niederdeutsche Eintragung im Stammbuch des Hainbundes: den idyllischen Dialog 'De Pirdjungs'; vgl. die Angaben und den Abdruck einer Zweitfassung bei ZIEROW (wie Anm.27) 186-189.

"von unsern alten (Balladen)" verraten es - von vornherein nicht einer regionalen, sondern der gemeinsamen deutschen, der nationalen Kulturüberlieferung zugerechnet. Die mehrfache Betonung ihres Alters verleiht der Suche die historische Tiefendimension; Begriffe wie "Abentheuer" und "Geschichten" lassen an die aufkommende Begeisterung speziell für mittelalterliche Erzählstoffe denken; endlich werden Merkmale literarisch-ästhetischer Formung ins Spiel gebracht, ob nun von der verbliebenen Sangbarkeit des gesunkenen Kulturguts oder von seinem einstigen "Balladen"-Charakter die Rede ist. Die Wahl just dieses Gattungsbegriffs erinnert überdies daran, daß von nun an und für gut ein Jahrhundert die 'alte' englisch-schottische Ballade zum Leitbild deutscher Volkspoese werden wird - so, wie man sie, angeregt durch Macphersons 'Ossian' (1760 ff.), in Percys 'Reliques' (1765), Scotts 'Border Minstrelsy' (1802/03) und nicht zuletzt im Werk von Robert Burns verkörpert fand.

Selbst die beiläufigen Briefnotizen vermitteln also noch eine Ahnung von der Gründlichkeit und Reichweite Vossischer Gelehrsamkeit. Von nahem besehen, bieten sie gar etwas wie eine Theorie der Volksliteratur in nuce. Natürlich ist das nicht seine eigene, sondern die nach Herder und später Bürger gängige. In dieser Theorie nun fehlt merklich ein Faktor, der im Laufe des 19. Jahrhunderts mehr und mehr bestimmend geworden ist: der Glaube oder, wenn man will, das Wissen, daß Volkspoese eine selbständige, an besondere Voraussetzungen geknüpfte, mit eigentümlichen Kennzeichen ausgestattete Spezies sei, und daß sie folglich von der übrigen, der normalen Gebildeten-Literatur strikt getrennt werden müßte. Dazu hätte es genauerer Anschauung bedurft und ebensowohl des Willens, in Gegensätzen zu denken, bis hin zur Spaltung des Kulturbegriffs. An beidem mangelte es jedoch. Wohl hatte man das Volk entdeckt und rief es laut bei seinem Namen; indes betrachtete man es kaum einmal, wie es leibt und lebt, d. h. als eine unter spezifischen ökonomischen und sozialen Bedingungen existierende Bevölkerungsgruppe. Noch weniger gelang es, die im Volksmunde vermuteten, ihm dann auch abgelauschten Traditionen in ihrem Sosein zu begreifen und samt ihren Charakteristika auf die Lebensumstände zu beziehen. Allem Annäherungs- und Sammelstreben zum Trotz war man ja am Ende des 18. Jahrhunderts weder fähig noch bereit, die Kulturäußerungen des Volkes rein um ihrer selbst willen ernst zu nehmen. Was man in ihnen suchte, war Hilfe beim Gang zurück zu den Müttern: zu den Urgründen germanisch-deutscher Geschichte im allgemeinen, zur wahren Poesie voller Phantasie und Gefühl im besonderen, zur Ursprünglichkeit an sich.

Gewiß war man nicht völlig blind für die Realien der Volksliteratur. Die in ihr überkommenen Stoffe, Themen, Sprach- und Stilformen machte man sich liebend gern zunutze. Auch haben

die Dichter aus dem Problemfundus mit Namen 'Volkskultur', der ihnen da zufiel, öfter helle Funken fortschrittlich-demokratischen Denkens zu schlagen gewußt, als das bürgerlich orientierten Wissenschaftlern später ohne weiteres klar geworden ist²⁹. Alles in allem genommen, gilt aber Bausingers Satz, daß Volkspoese in dieser Zeit "nicht etwa ein Faktum der mündlichen Überlieferung ist, sondern eine schöpferische Fiktion, die Volk und Kunst zusammenführt."³⁰ Anders ausgedrückt: 'Volk' und 'Volksliteratur' sind hier zuvörderst erdachte Kategorien, sind schiere Ideen, mehr der Wesensschau denn der Anschauung verpflichtet. Als solche werden sie, obwohl entdeckt als Elemente der Hoffnung auf Rückkehr zu wahrer Poesie, in das herrschende Welt- und Kulturverständnis hineingenommen, ihm nicht gegenüber- oder gar entgegengesetzt. Die Folgen dieser Integration waren einschneidend für beide Seiten. Die deutsche Nationalliteratur insgesamt wurde um den Bereich des Volkstümlichen und um das Prinzip der Volksnähe bereichert. Ihre generelle Ausrichtung änderte sich ziemlich rasch auf die neuen Ziele hin. Umgekehrt blieb, was immer unter solchen Vorzeichen an volkstümlicher Poesie entstand, a priori den Einflüssen, Vorstellungen und Verfahrensweisen verhaftet, die auf dem literarischen Felde allgemein wirksam waren.

3.3.2. Das Bild wandelte sich erst bei den Dichtern der zweiten Traditionslinie, die auf Groth zu führt. Diederich Georg Babst etwa gehört dazu, noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts, und in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts dann die nicht minder bekannten Wilhelm Bornemann, Friedrich Wilhelm Albrecht und Jürgen Niklaas Bärmann. Wie tiefgreifend der Wandel war, zeigt schon die reine Menge der poetischen Produktion an. Hatten die Jünger vom Hain immer nur einzelne Texte niederdeutsch abgefaßt und dafür meistens noch einen besonderen Anlaß gebraucht, so wurde niederdeutsches Schreiben bei den Babst, Bornemann usw. zur regelmäßigen, wo nicht alleinigen literarischen Betätigung. Da füllten sich rasch ganze Bände, aus den Bänden wurden durch Fortsetzungen oder erweiterte Neuauflagen Serien, und die wieder fügten sich am Ende zu förmlichen Oeuvres, die nach Sammel- oder Auswahlgaben verlangten. Angesichts derartiger Quantität, Kontinuität und Normalität darf man hier erstmals ungescheut von einem Stück neuniederdeutschen Literaturlebens sprechen.

29 Vgl. deshalb die - nun entgegengesetzt ideologisierte - Darstellung des Autorenkollektivs G. BURDE-SCHNEIDEWIND, S. KUBE, S. NEUMANN, H. STROBACH und W. WOELLER in: *Geschichte der deutschen Volksdichtung*, hrg. v. H. STROBACH, Berlin 1981, bes. S. 78ff.

30 H. BAUSINGER, *Formen der 'Volkspoese'* (Grundlagen der Germanistik, 6), Berlin 1968, S. 14.

Grundlage dieser Entwicklung war eine Auffassung von volkstümlich-mundartlicher Literatur, die mit der eines Voß, Klopstock oder auch Buener wenig gemein hat. Ob Babst die behaglich dahinfließenden Schilderungen Rostocker Ereignisse und Zustände als 'Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew; afers Wahrheiten üm sick meeto to spegeln in unse Moderspraak' (1788-90) präsentierte; ob Bornemann seine Sammlung betont 'Plattdeutsche Gedichte' (1827, 1843) nannte und gleich in den ersten Reimen kundtat, daß Lachen und altmärkische Heimatlichkeit leitende Prinzipien seines Schaffens seien³¹; ob der Pfarrer Albrecht die 'Plattdeutschen Gedichte von einem altmärkischen Landmann' (1817 ff.) anonym hinausgehen ließ, ihrem Urheber jedoch eine sehr gezielt fingierte, weil regional und sozial bestimmte Teilidentität beilegte; ob schließlich Bärmann 'Dat grote Höög- un Häwel-Book' mit dem Untertitel versah: 'Dat sünd Dichtels, Rymels un Burens pillen in hamborger plattdüüdscher Mundart' (1827) - die Formulierungen, jede für sich und erst recht alle zusammen, stecken einen höchst eigenen Bezirk literarischen Tuns ab. In ihm herrscht der Wille, ernst zu machen mit der vielberufenen Volkstümlichkeit. Und die Texte halten durchaus, was die Titel versprechen.

Nach den Sternen der Literarizität greift hier niemand mehr. Die Dichter haben die Rolle des bürgerlich gebildeten Literaten aufgegeben und sich die Perspektive des 'Volks' zu eigen gemacht, und sei es nur fiktiv. Als sozusagen echtste Verkörperung des 'Volks' gilt ihnen gemäß alter Tradition der Bauer, mindestens der Kleinbürger im ländlichen Lebensbereich. Der große nationale, ja internationale Zusammenhang verschwindet aus ihrem Blickfeld oder wird wissentlich konterkariert. In den Mittelpunkt rückt die Region, rückt, genauer ausgedrückt, die Lokalität in all ihrer Nähe, Heimlichkeit und Unverwechselbarkeit. Deren Gegebenheiten, Personen wie Sachen, Ereignisse wie Zustände, werden zum Gegenstand der Literatur. Nach einer etwaigen 'höheren' Bedeutung wird dabei nicht gefragt. Ob ein Mensch, ein Stoff, ein örtlicher Brauch den Dichter reizt und deshalb für literaturfähig befunden wird, das bemißt sich im Gegenteil nach seiner lokaltypischen Aussagekraft - bzw. nach dem, was man dafür ansehen will. So genau nämlich Babst sein Rostock kennt und Bärmann sein Hamburg, so ungebrochen und naiv die Sympathie anmutet, die Bornemann und Albrecht für Land und Leute der Altmark hegen - eine eigentlich realistische Darstellung regionalen Volkslebens ist ihrer aller Sache nicht.

31 Vgl. W. BORNEMANN, *Gedichte in Plattdeutscher Mundart*, 4. umgearb. Aufl., Berlin 1827, S.3: "Dat Lachen is't, wat in de Welt / De Minschen glatt un stief erhölt: / Dat Lachen is, dat Lachen blift / Dat beste Krankheits Gegen-gift"; S.5: "Ollmärker bin ick! drup vörwoahr / Bin ick recht ordlich stolt: / Ollmärksche Trü! dat is un woar / En Sprüchwoort, boar wy Gold."

Wo nicht schon die Wahrnehmung, da ist doch die poetische Verarbeitung der Wirklichkeit ideologisch bestimmt: Geschildert wird ein bewußt einseitig gewählter Ausschnitt aus der Welt des Volkes, und dem werden ebenso bewußt ganz besondere Werte zugerechnet.

Ihr Schreiben, geben die Babst, Bornemann etc. vor, sei eine Nebensache, schierer Zeitvertreib. Anderes als "Dichtels, Rymels un Burenspillen" wollen sie nicht liefern. Zum Vorwurf nehmen sie deshalb auch nicht einfach das Alltägliche und Kleine, das Vertraute und Idyllisch-Positive. Vielmehr interessieren sie sich mit Vorliebe für dessen vergrößernde und ungewöhnliche Abarten: für das eher Originelle als Originäre, für "schnaaksche Saken" eben. Unterhaltung schwebt ihnen als Ziel vor; je geballter dabei das 'Högen' und die Komik, desto besser. Und die letzte, alles umgreifende regionaltypische Wirkung, das wahre Lokalkolorit, gewinnen sie durch Verwendung des Dialekts. Daß sie von der Mundart den Ausdruck entschiedener Heimatlichkeit erwarten, kann man unschwer an den Titeln ablesen. Warum sie dieses Glaubens sind und worin die einschlägigen Qualitäten des Plattdeutschen bestehen sollen, das verraten im einzelnen die sprachideologischen Äußerungen, die sie bezeichnenderweise in ihre Veröffentlichungen einstreuen. Für Babst, den Mann des 18. Jahrhunderts, gilt das noch nicht so sehr; um so klarer ist das Image der Sprache bei den drei anderen ausgeprägt. So prangt auf dem Titel von Bärmanns großem 'Höög- un Häwel-Book' (1827) unmißverständlich der Spruch: "En hoogdüüdsch Rymels let gauw as en Klööv sick backen; / Man plattdüüdsch sünd et Nööt, dee nich heel öd to knacken!"³² Das Motto charakterisiert die Lage, in der sich diese plattdeutsch schreibenden Dichter befanden. Es beklagt die sprachtechnischen Schwierigkeiten, läßt jedoch zugleich den Stolz dessen erahnen, der ungewohnte literarische Wege geht. Vor allem aber belegt es, wie säuberlich die beiden Sprach- und Literaturwelten voneinander geschieden werden. Von der Auffassung und dem Verfahren der Hainbündler, die den Dialekt als variierendes Stilmittel in eine ansonsten als einheitlich begriffene deutsche Literatur einbrachten, ist hier nichts mehr geblieben. Niederdeutsche Sprache und Literatur sind Dinge an sich, sind damit aber auch Ansichtssache geworden.

Die beiden Altmärker, Bornemann und sein Nachahmer Albrecht³³, sind sich in der Beurteilung der Sprachsituation einig.

32 Vgl. J. N. BÄRMANN, *Das grote Höög- un Häwel-Book. Dat sünd Dichtels, Rymels un Burenspillen in hamborger plattdüüdscher Mundart*, Hamburg 1827, Titelblatt.

33 Im folgenden zitiere ich Bornemann nach der Ausgabe: W. BORNEMANN, *Plattdeutsche Gedichte*. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters, unter Wiederaufnahme älterer Dichtungen desselben, ges. u. hrg. v. C. BORNEMANN, 7. Aufl., Berlin 1868; die Fundorte werden im Text durch nachgestellte Seitenzahl belegt. - Für Albrecht verweise ich auf

"Plattspräken", so Bornemann, "geit von Stunn to Stunn / By Stadt- un Buerlüd' to Grunn" (IX), und Albrecht nennt die Ursache direkt beim Namen: Das Hochdeutsche habe sich, heuchlerisch-schmeichlerisch eindringend, auf Kosten seiner niederdeutschen Schwester breit gemacht. Solch Sprachwandel indes ist nach beider Meinung ein Umsturz der ganzen Welt- und Wertordnung. Die "ännre Sproakwies" ziehe eine "ännre Sitt'" nach, bedauert Bornemann, die "plattdütsche Herzigkeit" gerate in Gefahr (IX). Und er umreißt seine Ausgangs- und Zielvorstellungen recht genau:

"Wynländer - fung'n hochredig an,
 Beerländer - kehrten sick nich dran.

Hoch - lett furthen vereddeln sick,
 Platt - hät doato nich dät Geschick;
 Hoch - weet mit Höchstet umtogoahn,
 Platt bleeft by Huusmannskost bestoahn.

Platt - hölt et mit trüherz'gen Schnack,
 Mankin verbrämt mit Schoabernack,
 Un freut sick dran, wenn Jung'n un Oll'n
 Vör Lachen sick de Ribben holl'n." (X)

Das Hochdeutsche erscheint Bornemann als Inbegriff von Geist und Bildung, Ernsthaftigkeit und Fortschritt. Dagegen definiert er das Niederdeutsche anfänglich einfach ex negativo; ihm fehle, sagt er, jedes Merkmal höherer Kultur. Was wie die klassische, z.B. auch bei den Junggrammatikern übliche Beschreibung des Verhältnisses von Standardsprache und Dialekt aussieht - 'oben' die eine, 'unten' der andere - ist allerdings mitnichten so gemeint. Vielmehr deutet Bornemann den Mangel sogleich in einen Vorzug um, indem er ihn für unverfälschte Naturwüchsigkeit nimmt. Er bewegt sich damit ganz auf der Bahn zeitgenössischen Denkens, denn die Suche nach der 'Volks-' und 'Naturpoesie' im zunächst Herderschen, dann auch Goetheschen Sinne ist ja im Kern nichts anderes als eine Suche nach dem Ursprünglichen und Urtümlichen. Wirklich neu und deshalb von gar nicht zu überschätzender historischer Bedeutung ist allein die Radikalität, mit der die Dichter vom Schlage der Babst, Bornemann usw. den Dialekt Niederdeutsch zur Inkarnation von Volkstümlichkeit und Ursprünglichkeit erheben - gleichsam die pure, alle Zeiten überdauernde Natur soll er sein.

So erinnert Bornemann in den Versen "Hät plattdütsch Volk doch Ens sogoar / In England mit befoahl'n" nicht nur an das Alter und die einstige Reichweite des Niederdeutschen, sondern

die Sammlung einschlägiger Passagen bei F. WENZLAW, *Friedrich Wilhelm Albrecht, der Verfasser der Plattdeutschen Gedichte von einem altmärkischen Landmann*, Nd.Jb. 26 (1900) 85-112, hier S.90-91.

gibt dem Gedankengang mit "Wovon wy zund, noah dusend Joahr, / Noch Sitt un Recht uns hoal'n" (209) eine zusätzliche anti-hochdeutsche Wendung: Wer rechte plattdeutsche Volkstümlichkeit erstrebe, soll das gemäß dem herrschenden Glauben heißen, der halte sich an englische, nicht an untaugliche hochdeutsche Vorbilder. Von der "Muttersproak" Plattdeutsch ist weiter die Rede, von "dät uroll derbe Woort", das wie "to Hermanns Tied" überall klipp und klar verstanden werde (295); schließlich ohne Umschweife von den unsterblichen "Ursproaken", die stets etwas wie "Bröderschaft" empfinden lassen (IX). Der Aufruf zur Pflege des Plattdeutschen kann da nicht ausbleiben (295), ebenso wenig ein Bannfluch gegen alles Hochdeutsche, wie Albrecht ihn ausstößt:

"O Düütsche! o Landslüde! hörten Ji mi,
Denn wär't met dem hochdüütschen Plunner vörbi. -
O nehmt doch de Soake moal recht in de Moak
Un joagt doch tum Düwel de hochdüütsche Sproak!"

Damit war nun erstmals eine regelrechte Ideologie des Niederdeutschen geschaffen, eine, die dieser Sprachform so viele ur-eigene Qualitäten und Werte zubilligte, daß strikte, als Gegnerschaft interpretierte Trennung vom Hochdeutschen unabdingbar war. Diese Trennung betraf nicht allein die Sprachen selbst. Da nämlich die Sprachen nicht länger als bloße Medien, sondern als Hauptkennzeichen, ja, als tragende Säulen der ihnen jeweils zugehörigen Lebens- und Kultursphäre betrachtet wurden, schied der Schlachtruf 'Hie Hoch! - Hie Platt!' geradewegs die Welten. Und bei dieser Spaltung, besser: bei dieser Abspaltung des Niederdeutschen ist es seither geblieben. Je länger es dauerte, desto fester glaubte man an den Sinn solcher Isolation und suchte ihn ständig neu zu begründen - mochte in Geschichte und Geistesgeschichte kommen, was da wollte.

Nicht, daß man die heimatisch-niederdeutsche Welt immer für das absolute Gegenbild der großen hochsprachlichen Welt ausgeben und als nackte Provinzialität gepriesen hätte. Das durften die Lokalpoeten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts tun, weil die Situation es ihnen nahelegte. Spätere mußten den Ruh des ungeschminkt Provinziellen eher fürchten. Sind jedoch die Bereiche erst einmal fest abgesteckt, ist etwa eine selbständige niederdeutsche Literatur neben der hochdeutsch-allgemeinen etabliert, dann mag man leicht vergessen, daß die Polarisierung willentlich erfolgte, und das aus sehr zeitbedingten Motiven. Dann wächst auch die Neigung, die nebeneinander existierenden Phänomene als wohl verschieden, aber doch irgendwie gleichberechtigt anzusehen. Wechselseitige Beeinflussung wird so, unbeschadet der grundsätzlichen Trennung, erneut möglich; der Gedanke an Konkurrenz, mindestens auf Teilgebieten, rückt wieder näher.

Spuren einer Wiederannäherung der niederdeutschen Literatur an die nationale und übernationale Entwicklung beobachten wir sogar bei Jürgen Niklaas Bärmann, dem Hamburger in der Reihe entschiedener Lokalpoeten³⁴. Allerdings ist es eine besondere Form der Annäherung. So weist Bärmann, darin einem Babst, Bornemann oder Albrecht gleich, zwar jedweden ästhetischen Anspruch von sich: Er sei beileibe nicht "Stolt un köörsch" auf seine "Rymels", denn "Dee dar häwelt, dee dar höögt, will sick nich verwagen prysen" (V); nur "Unse oolde, snigg're Spraak" wolle er "to'm Läwen bringen." Anders als seine Kollegen im Geiste läßt er es aber bei Ablehnung des Hochdeutschen und betonter Pflege des Plattdeutschen nicht bewenden. Statt dessen deutet er mit "Darüm hett he wys't, wat unse Mundart is in Rymeln weert" (VI) die Idee eines sprachlich-literarischen Wettstreits zwischen beiden an. Und das Feld, auf dem er diesen Wettstreit zu führen gedenkt, ist durchaus nicht das der reinen Provinz:

"Hett de Dichtels van Jan Hinrich üm dat
 dubbelde vermehrt;
 Hett to raden Ju wat maakt, sprook en Woord in
 Trioletten;
 Maakd' in Flunkersnack sick breed un in Veer-
 teinrymsonetten;
 Hett wat Trurigs un wat Slurigs mit wat
 Glauw'm tohoop Ju backt;

...

Wyl 'Kwatern!' dat Burens spill Byfall finnden
 dääd by Lüden,
 Leet in Oold- un Nytdorp hee 'Wind- un
 Watermööl' sick brüden;
 Uut dem Franschen, Italjän'schen un Hispan'schen
 schreev hee üm,
 Un dem oolden Engelsmann syn' Hexensingsang
 dreid' hee 'rüm" (VI-VII).

Die Bestandteile einer spezifisch regionalistischen Dialektdichtung - etwas "to raden", "Flunkersnack", "wat Slurigs", "Burens spill" - tauchen also in der programmatischen Erklärung Bärmanns wohl auf, werden jedoch von anderen, der Hochliteratur entlehnten Elementen schier erdrückt. Dabei ist deutlich zu merken, daß diese Verlagerung der Gewichte gewollt ist, der Autor sogar seinen Stolz darein setzt. Ein flüchtiger Blick auf

34 Die folgenden Zitate und Verweise nach BÄRMANN (wie Anm.32); Seitenzahlen im Text nachgestellt.

seine Texte tut ein übriges. Er belehrt uns nämlich darüber, daß Bärmann vor keinem Formkunststück, keiner alten oder neuen Sprache und keinem großen Dichternamen zurückschreckt. Belesen, umtriebiger und stilistisch geschickter wie im ungleich umfangreicheren hochdeutschen Teil seines Riesenwerkes³⁵, so gibt er sich auch in seinen niederdeutschen "Rymels": Ob Idyllen, Sonette, Romanzen oder gar "Trioletten"; ob griechisches oder lateinisches, englisches oder französisches, italienisches, spanisches oder nur hochdeutsches Original; ob Voß, Goethe, Schiller oder der unbekannte Pastor Minder, ob Ariost oder Goldsmith, Shakespeare oder Charles Francois Panard usw. usw., - buchstäblich nichts ist diesem gewandten Vielschreiber zu ernst, zu schwierig, zu fern und zu fremd, als daß er es nicht ins Niederdeutsche brächte, mit Lokalkolorit versähe und so mit wirklich autochthonen und volksläufigen Dingen in eine Reihe stellte.

Willkür ist das nicht, schon gar nicht ein Verstoß gegen die Absicht, dezidiert regionale Mundartpoesie zu schaffen. Vielmehr erweist sich an diesem Verfahren, bis zu welchem Extrem die 'niederdeutsche' Ideologie vorgetrieben werden kann: Der Glaube an die exklusiven - anti-hochsprachlichen und anti-kulturellen - Ausdrucksqualitäten des Niederdeutschen ist so verfestigt, Bärmann hat ihn so verinnerlicht, daß niederdeutsche Sprachform allein ausreicht, um jedem Stoff und jeder Aussage volkstümlich-provinziellen Charakter zu verleihen. Niederdeutsch ist Provinzialität. Diese Grundüberzeugung aller niederdeutschen Regionalisten seiner Zeit spricht Bärmann aus, wenn er im "Vöörwoord" seine Poesien so einordnet:

"Oolde Leeder week un fram, maakd' hee mundrecht
 so för'n Buren
 As för düüdsche Börgerslüüd, dee keen Hoogmoed
 deiht beluren;
 Dee dar föhlt un ingestahn doht, datt de defftig-
 platte Spraak
 Woll en nüwer Ding för sick is, un en rare oolde
 Saak;
 Dee dar mit äm denkt un seggt: 'Laat de ööwer-
 kloken Fynen
 Unse truwe, kasche Mundart man bepruusten un
 begrynen ...'" (VII-VIII).

Wüßte man es nicht, es gäbe kaum einen zwingenden Grund, Bärmann für den Verfasser dieser Zeilen zu halten. Für sich

35 Vgl. die schier endlose Liste seiner Publikationen bei H. SCHRÖDER u. a., *Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart*, Hamburg 1849-1883, Bd. 1, S. 118-122.

genommen, könnten sie ohne weiteres von irgendwem sonst stammen, sogar von einem sehr viel späteren Vorkämpfer niederdeutscher Eigenart. Der Einmaligkeitsstatus des Niederdeutschen, sein Alter, seine Gemüthaftigkeit und naturbelassen derbe Direktheit; dazu seine Bindung an Mentalität und Milieu der 'kleinen Leute'; endlich der Trieb, mit ihm überkommene heimatliche Werte gegen lieb- und verständnislosen Hochmut zu schützen - das alles sind ja Ingredienzien jener Ideologie, auf der die gesamte niederdeutsche Bewegung ruht. Im einzelnen zwar ist dies ideologische System im Laufe der Zeiten immer wieder angefochten und durchbrochen worden, weil es die Entfaltungsmöglichkeiten der Autoren stark einengt; der Tendenz nach gilt es jedoch bis heute. Das heißt nun aber auch, daß die theoretische Basis, auf der die neuniederdeutsche Literatur sich entwickelte, lange vor Groth gelegt war, und das von Männern, denen man es am wenigsten zutrauen möchte: von rigorosen Provinzialisten.

Denn natürlich bleibt der Wortlaut der zitierten Verse hinter Bärmanns wahren Absichten zurück. Natürlich haben wir hier, die Umstände mit betrachtet, das Manifest einer Gegen-Literatur vor uns. Es ist das eine Literatur, die durch Abwesenheit von Ernst, Geist und Kultur geprägt sein soll, die statt dessen auf extreme Regionalität, auf Anti-Intellektualismus, kleinbürgerliche Idyllik und einen gelegentlich grobianischen Primitivismus zielt. Insofern ist, was die Babst, Bornemann, Albrecht und Bärmann wollten und realisierten, als Ganzes eine Literatur der ideellen Kontrafaktur zu nennen.

Nur offenbart sich halt der Kontrafaktur-Charakter ihrer Texte nicht sofort und quasi von allein. Am ehesten noch wird man ihn dort erkennen, wo Bärmann berühmte Zeugnisse aus den europäischen Hochliteraturen in die 'Niederungen' niederdeutscher Provinzialität zieht. Selbst hier bildet freilich der klare Fall die Ausnahme. Wenn etwa aus dem 'Lied von der Glocke' bei ihm "Dat vältelaavte Koffee-Leed" wird, ausdrücklich angekündigt als "En Gegenstück to F. v. Schiller's hoogberöht Klocken-Leed" und obendrein versehen mit dem Zusatz "Difficile, satiram non scribere" (27), dann kann eigentlich niemand das Prinzip der verkehrten Welt übersehen. Zumeist aber fehlen so unmißverständliche Leseanleitungen. Zumeist auch sind Bärmanns niederdeutsche Versionen den hoch- bzw. fremdsprachlichen Originalen in Gedankenführung, Sprachgestus und Bildlichkeit recht nahe. Das macht es dem Betrachter nicht leichter, vom Wortlaut auf die Intention einer Kontrafaktur zu schließen. Näher liegt auf den ersten Blick ja die Annahme, es handle sich um den ernsthaften Versuch einer Übertragung in gleicher Stilhöhe, nur sei der dem Übersetzer mehr oder minder mißglückt - wegen mangelnden Könnens beispielsweise. Und angesichts der Eigenschöpfungen der Regionalisten vervielfältigen sich naturgemäß die Interpretationsschwierigkeiten. Die vielen tief provinziellen

Anekdoten und Witzeleien, die da in kunstlosen, nicht selten holprigen Reimen vorgetragen werden, lassen schwerlich gleich an den Plan einer literarischen Gegen-Welt denken. So mancher hat sich deshalb damit zufriedengegeben, in diesen Texten die Bedeutungslosigkeit und hinter ihnen die bemühten, aber gescheiterten Autoren zu erblicken.

Das Verfahren ist grotesk, und es entlarvt seine Urheber; nichtsdestoweniger halten die Historiker der niederdeutschen Literatur bis heute an ihm fest: In ihren Darstellungen werden die Babst, Bornemann, Albrecht und Bärmann in allen Einzelheiten gekennzeichnet als das, was sie sind: ausgemachte Provinzschreiber. Indes erfolgt diese Charakterisierung im Tone der Herablassung. Sie dient - je später, desto einseitiger - allein dem Zweck, das ästhetische Unvermögen und geschichtliche Ungenügen dieser Männer hervorzuheben. Zu mehr als Provinziellem, lautet der Richtspruch, habe es bei ihnen nicht gereicht; überregionale Wirkung hätten sie nicht erzielen, eine Tradition der neuniederdeutschen Literatur vor Groth also nicht begründen können³⁶. So wird den Autoren besserwisserisch als Schwäche angekreidet, was sie selber für den besonderen Sinn ihres Schreibens angesehen und, wie zu zeigen war, in wohl-durchdachter Programmatik erläutert haben. Ihnen wird förmlich die Identität geraubt und damit ihre Position und ihr Rang in der Geschichte. Das alles um einer normativen Idee von niederdeutscher Literatur willen, die ihnen noch völlig fremd war, weil sie ganz an Groth orientiert ist³⁷.

Dabei haben die, die derart Urteil durch Vorurteil ersetzen, den Schlüssel zur historischen Einordnung dieser niederdeutschen Provinzschiffstellers immer schon in der Hand. Sie benutzen ihn nur nicht. In kaum einem Abriß der niederdeutschen Literaturgeschichte fehlt nämlich der Hinweis, daß Goethe 1822 sehr freundliche Worte für den Rostocker Babst gefunden hat. Doch bleibt das ein bloßes Aperçu - das Lob der Großen schmückt eben auch dann, wenn es die eigene Voreingenommenheit Lügen straft. Hätte man nachgelesen, verstanden und beherzigt, was Goethe da notierte, man hätte viel von ihm gelernt: Leute vom Schlage eines Babst galten den Zeitgenossen geradezu als Pioniere, als Erfinder und Wegbereiter einer neuen literarischen Strömung. "Naturpoeten" nennt Goethe sie und fügt hinzu, in ihrer Gesamtheit verdienten sie "wohl eine besondere Rubrik in

36 Methode und Ergebnis sind von jeher gleich geblieben. Für die Frühzeit niederdeutscher Literaturgeschichtsschreibung genüge der Hinweis auf STAMMLER (wie Anm.17) S.80-84; für die Gegenwart vgl. EIBEN-VON HERTELL (wie Anm.10) S.417; J. MEIER, *Neuniederdeutsche Mundartdichtung: Erzählende Dichtung*, in: *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) S.438f.

37 Es ist dies, wohlgemerkt, dieselbe Art von 'Wertung', der auch J.H. Voß und alle Hainbündler zum Opfer gefallen sind, vgl. Anm.26.

der deutschen Literatur (...), weil die sich vermehrende Erscheinung aller Aufmerksamkeit und Ermunterung wert" sei. Wie er dann die spezifischen Fähigkeiten und Leistungen sowohl Babsts als auch des ganzen Dichtertyps umreißt³⁸; wie er bei anderen Gelegenheiten über weitere Vertreter des neuen Genres spricht³⁹, sich um Definition und Würdigung von "Natur-" bzw. "Volkspoesie" überhaupt müht⁴⁰ - das macht, alles in allem, zweierlei klar. Zum einen durften sich die Provinzialisten damals ungeteilter, ja erwartungsfroher Zustimmung erfreuen, sogar bei höchsten Autoritäten. Und das, zweitens, weil ihr Tun als die direkte Folge des Dranges nach 'Volkstümlichkeit', 'Natürlichkeit' und 'Ursprünglichkeit' erschien, weil sie also auf ihre Weise halfen, einen großen Wunschtraum der nachromantischen Zeit zu erfüllen.

Diese Einsicht zwingt dazu, die Provinzdichtung gegen die übliche Unterschätzung in Schutz zu nehmen, denn die ist in ihrer Normativität nichts als ahistorisch. Obendrein zeigt die von Goethe vermittelte Einsicht, daß die beiden bisher behandelten Ausformungen niederdeutscher Literatur vor Groth zwar in Ansatz und Resultat unterschiedlich sind, aber einer Wurzel entstammen. Das ist so befremdlich nicht, Abstrakt und etwas zugespitzt gesagt, steht ja niederdeutsche Literatur wie alle Mundartliteratur in einem Spannungsfeld zwischen Heimat und Ästhetik. Im konkreten Einzelfall gewinnt sie ihr Gepräge je nach dem, auf welchen der beiden Pole der Autor das Hauptgewicht legt. Gibt er dem ästhetischen Moment, der Literarizität, den Vorzug, werden seine Produkte nahe an die Hochsprachenliteratur heranrücken oder ganz in ihr aufgehen. Das trifft etwa auf Voß und die Hainbündler allesamt zu. Bei extremer Betonung der Heimatlichkeit, wie von den Provinzialisten praktiziert, wächst umgekehrt die Entfernung von der 'großen' Literatur. Niederdeutsches Dichten wird dann mehr und mehr zur abseitigen Spezialität, mag die nun als Genügsamkeit oder als bewußte Gegenbildlichkeit aufgefaßt werden. Insofern repräsentieren diese vor-Grothschen Richtungen der niederdeutschen Literatur, beide aus der Ideologie der Volkstümlichkeit erwachsen, bereits modellhaft die volle Bandbreite der Möglichkeiten, die dieser Literatur gegeben sind.

3.3.3. Zu diesen beiden Entwicklungslinien gesellt sich nun noch eine dritte. Sie fügt sich allerdings nicht zu einer regelrechten Schule des Denkens und Schreibens. Eher scheinen Autoren un-

38 Vgl. J.W. GOETHE, *Sämtliche Werke in 18 Bänden* (Unveränderter Nachdruck der Artemis-Gedenkausgabe, hrg. v. E. BEUTLER u.a.; mit Registerband), Zürich München 1977, Bd.14, S.499-500.

39 Vgl. ebd. S.428-436 (zu J.K. Gröbel), S.436-444 (zu J.P. Hebel), S.473-490 (zu J.G.D. Arnold), S.504-506 (zu A. Fürnstein).

40 Vgl. z.B. ebd. S.224, 499f., 505, 570, 613.

terschiedlicher Herkunft und Zielsetzung zur Gruppe geeint, weil sie tendenziell eine bestimmte Sicht- und Arbeitsweise gemeinsam haben. Dieser Trend entspringt im Kern der immer gleichen volkstumsideologischen Haltung, ergänzt jedoch die literarisch bedingte Motivation für das Entstehen von Mundartpoesie um eine gelehrte Nuance. Man könnte von einem im weitesten Sinne wissenschaftlichen Antrieb sprechen. Das früheste und einfachste Verfahren, das diesem Antrieb zu danken ist, bildet geradezu die Basis der sich ausbreitenden volkskundlichen Sammelstätigkeit. Es ist das die direkte Anknüpfung an heimische Volksüberlieferungen, die - schematisch gesprochen - vom Finden über das sprach- und stilsichere Aufschreiben der Zeugnisse zum eigenen (Nach)schaffen führt. Zwar waren schon die Männer vom Göttinger Hain bestrebt gewesen, sich an die Volkskultur anzulehnen, und nicht minder die auf Lokalkolorit so erpichten Provinzpoeten; doch hatten sie alle das, was der Volksmund hergab, kurzerhand ihren literarischen Zwecken dienstbar gemacht. Das Gefühl für die Eigenart der mündlich tradierten Volksdichtung und für deren authentische Wiedergabe wuchs erst allmählich mit dem Bemühen um systematische Dokumentation.

Berühmt gewordene Früchte dieses Bemühens sind dann etwa die niederdeutschen Stücke in den Grimmschen 'Kinder- und Hausmärchen', allen voran 'Von dem Fischer un syner Fru' (Nr. 19) und 'Von dem Machandelboom' (Nr. 47). Philipp Otto Runge hatte diese Märchen während seiner Hamburger Zeit in pommerischem Platt aufgezeichnet, und als er sie - zum Dank für den ersten Band von Arnim-Brentanos 'Wunderhorn' - am 24.1.1806 an den Verleger Zimmer in Heidelberg schickte, da verband er das mit feinsinnigen Erwägungen über den Charakter des im Volk umlaufenden Erzählgutes: Nicht allein sah er "an einem rechten Volksliede, Ballade, Märchen usw. (...) eine geistige Färbung" hängen, "wie die Staubfäden an den Blumen", und führte diesen Schimmer auf das "Wie? oder Wodurch?" zurück; nicht allein bestätigte er Herders Meinung, "daß die Melodien dabei gehören", und fragte, ob das nicht auch für den Dialekt gelte, "in welchem so ein Lied gemacht worden" - sondern er hob nachdrücklich hervor, er habe sich bemüht, "sie so aufzuschreiben, wie sie sich anhören", denn es sei "nie zu vergessen, daß die Sachen nicht gelesen, sondern erzählt werden sollten."⁴¹ Zwei Jahre später legte er einen weiteren Aspekt der Seinsweise aller Volkspoesie fest, indem er seinen persönlichen Anteil an der Formulierung der beiden Märchen herunterspielte und sie selbst zum Allgemeingut erklärte⁴². Mit heutigem Wissen verträgt sich diese romantische Auffassung kaum noch; damals war sie gang

41 Vgl. Ph. O. RUNGE, *Briefe und Schriften*, hrg. und kommentiert v. P. BETHAUSEN, Berlin 1983, S.177-178.

42 Runges Brief an Achim von Arnim v. 31.5.1808, vgl. ebd. S.207.

und gäbe. Für die Brüder Grimm, so sehr sich ihre Arbeitspraxis wandeln mochte, sind deshalb die Rungeschen Texte zeit- lebens der Musterfall geblieben, in dem der Erzählton des Volkes ideal getroffen war. Ein größeres Maß an volkskundlicher Offenheit und Genauigkeit, d.h. an ungeschönter Echtheit, hätte Verzicht auf inhaltliche und formale Stilisierung verlangt. Die aber konnte man zu einer Zeit, da man das Wesen der 'Volks-' oder 'Naturdichtung' zuvörderst poetologisch begriff und gleichsam poesiereformerisch nutzen wollte, schlechterdings nicht preisgeben⁴³. Trotz alledem hat sich Runge, haben sich die Grimms und andere Sammler der Wirklichkeit niederdeutscher Volkskultur so weit und so direkt genähert, wie das weder den Hain-Leuten noch den Provinzialisten jemals geglückt ist. Dafür sorgte ihre Methode, die im Prinzip eben doch die des dokumentierenden Gelehrten und nicht die des Literaten war.

Ein ausgeprägt volkskundliches Interesse - obschon von ganz anderem Zuschnitt - leitete auch die beiden Osnabrücker Johann Aegidius Rosemann genannt Klöntrup (1755 - 1830) und Friedrich Wilhelm Lyra (1794 - 1848). Dabei ist der ältere Klöntrup, wenn überhaupt, dann vorwiegend als Verfasser von Sachtexten bekannt. Belletristisches hat er wenig geschrieben, und das Wenige ist obendrein verstreut und an entlegener Stelle gedruckt. Drum heißt es kurz und bündig von ihm: "er trat auch als lyrischer Dichter hervor, wenngleich seine Gedichte keine andauernde Wertschätzung erfuhren."⁴⁴ Über seinen Standort in der niederdeutschen Literaturgeschichte sagt das freilich nicht viel. Von deren kritischen und wissenschaftlichen Betrachtern, sollten sie gemeint sein, wäre solche "Wertschätzung" eh nicht zu erwarten. Sie sind zu sehr auf die vermeintliche Pionierarbeit Groths fixiert, um dessen mehr oder minder schüchtern probierende Vorläufer anders als buchhalterisch, d. h. der Vollständigkeit halber, zu erwähnen. Und über die Reaktionen der Zeitgenossen auf Klöntrups Dichtungen wissen wir einstweilen nicht genug - Lyra einmal ausgenommen. Überdies sind nicht diese Dichtungen an sich bedeutsam. Als historisch bemerkenswert erweisen sie sich erst, wenn man sie im Zusammenhang mit Klöntrups sonstigen Aktivitäten sieht und dann auf die Wirkung seines Lebenswerks als Ganzes schaut.

43 Dazu etwa Rölleke in: Brüder GRIMM, *Kinder- und Hausmärchen*, Ausgabe letzter Hand mit den Originalanmerkungen der Brüder Grimm. Mit einem Anhang sämtlicher, nicht in allen Auflagen veröffentlichter Märchen und Herkunftsnachweisen hrg. v. H. RÖLLEKE, Bd.1-3 (Jubiläumsausgabe), Stuttgart 1984, Bd.3, S.597-599.

44 (ohne Verf.), *Johann Aegidius Rosemann genannt Klöntrup. Leben und Werk*, in: *Niederdeutsch-Westphalisches Wörterbuch von Johan Gilges Rosemann genannt Klöntrup*, bearb. v. W. KRAMER - H. NIEBAUM - U. SCHEU-ERMANN, Bd.1-2 (Veröffentlichungen des Instituts für historische Landesforschung der Universität Göttingen, 16-17), Hildesheim 1982, 1984, S.7*-13*; Zitat Bd.1, S.8*. - Auf diese gründliche, mit minutiösen Belegen ausgestattete Darstellung sei ein- für allemal verwiesen.

Dies Lebenswerk ist von Anfang an und in allem das eines vielseitigen volkskundlichen Gelehrten und Schriftstellers. Klöntrups enger Kontakt mit dem Hainbund, während seines Jura-studiums in Göttingen 1775 - 1778 angeknüpft, zog wenig später Gedichtveröffentlichungen in den Göttinger Musenalmanachen und in westfälischen Zeitschriften nach sich. Die Sprache seiner Lyrik ist - nach dem Vorbild des Hains - meistens hochdeutsch, gelegentlich osnabrückisch-plattdeutsch. Dem Osnabrücker Land, genauer: den einstigen Lebensverhältnissen des Volkes in dieser Region, sind auch die zahlreichen rechtshistorischen Arbeiten gewidmet. Dabei zeigt sich der Zugriff des Nachromantikers offenbar nicht allein in dem Faktum, daß hier die Rechts- und Sozialgeschichte der engeren Heimat dokumentiert und aufgearbeitet wird. Vielmehr glauben Fachkenner, den Einfluß Herderschen Geistes bis in Klöntrups juristische Auffassungen und Gewichtungen verfolgen zu können⁴⁵. Endlich sind da die beharrlichen Bemühungen um die Sammlung, Sichtung und lexikographische Bewahrung des osnabrückisch-westfälischen Dialektwortschatzes, die in das große 'Niederdeutsch-Westphälische Wörterbuch' münden⁴⁶. In der "Vorerinnerung" zu diesem immer bekannten, aber letztthin erst gedruckten Werk⁴⁷ äußert auch Klöntrup die Ansicht, die an der Wiege aller Dialektologie gestanden hat: die Befürchtung nämlich, daß es wegen des "Untergang(s) unseres altsächsischen Idioms" höchste Zeit sei, "an ein brauchbares niederdeutsches Wörterbuch zu denken" (III). Das Adjektiv "brauchbar" nun läßt die wenige Sätze zuvor formulierte Kritik an der Unzuverlässigkeit des Strodtmannschen Idiotikons nachklingen. Zugleich sagt es, was Klöntrup sich vorgenommen hat. Sein Ziel ist die volkskundlich-dialektgeographische Genauigkeit, die aus der intimen Kenntnis von Land und Leuten entspringt: "Deswegen habe ich jedes Wort so geschrieben, wie es in der Gegend von Osnabrück auf dem Lande (...) von den mehresten ausgesprochen wird. An den osnabrückschen Dialekt mußte ich mich halten; es war der einzige, den ich genau zu kennen mich rühmen kann" (III/IV).

So spiegelt das Schaffen dieses merkwürdigen, im Leben recht unglücklichen Mannes ein gut Teil der Entwicklung, die seit der Entdeckung des Volkes und seiner Kultur vor sich gegangen war. Herders idealische, dunkel raunende Beschwörung von Volk,

45 Vgl. D. MUNZEL, *Klöntrup, Johann Aegidius*, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Bd.2, Berlin 1978, Sp.879.

46 Näheres bei H. NIEBAUM, *Beiträge zur Geschichte der westfälischen Lexikographie (1750 - 1850)*, in: *Gedenkschrift für Heinrich Wesche*, hrg. v. W. KRAMER - U. SCHEUERMANN - D. STELTMACHER, Neumünster 1979, S.165-201; DERS., *Weddingen und Klöntrup. Ergänzungen zur Geschichte der westfälischen Lexikographie*, NdW 20 (1980) 131-146.

47 *Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch* (wie Anm.44) S.III-V.

Volkstum und Geschichte nahm er auf; zu direkter und kritischer Anschauung der Regionalkultur stieß er vor. Die literarische Annäherung an das große Thema seiner Zeit wußte er mit der systematischen des Wissenschaftlers zu verbinden. Schon diese Konstellation muß die Aufmerksamkeit des Literaturhistorikers erregen.

Hinzu kommt, daß Klöntrups lyrisches Oeuvre, so klein es ist, ähnliche Zwiegesichtigkeit zeigt. Seine hochdeutschen Gedichte, der Zahl nach überwiegend, verraten in Thema und Stil allesamt den Schüler des Hainbundes. Da wechselt die Nachbildung der Horazischen Ode ab mit dem Gesang auf die Nornen der Frühzeit oder mit der Verserzählung "Nach Ossian", dem mythischen Idol aller Herder-Adepten. Daneben stehen, ohne daß irgendeine Trennung erkennbar wäre, die wenigen plattdeutschen Poeme, und unter ihnen gibt es nun doch Stücke von deutlich unterschiedlichem Gestus: Mit 'De Absolution, Na Hindrik van Alkmar' beteiligt sich Klöntrup an der üblichen romantischen Wiederentdeckung des Mittelalters. Indes bringt er es fertig, den alten Stoff, der seiner skeptischen bis zynischen Neigung so entgegenkommt, für den Ausdruck moderner, individueller Weltanschauung zu nutzen. Umgekehrt gelingt ihm mit 'Dat Fensterbeer' ein frühes Genrebild ländlicher Sitten und Bräuche, lebensecht in der Anschauung von Natur und Mensch, volksliedhaft im Ton, bis in einzelne Wendungen hinein exakt bei der Wiedergabe volksläufiger Redeweise. Es ist, kurzum, der Prototyp des sozusagen volkskundlichen Gedichts, wie es nach Groth die niederdeutsche Lyrik beherrschen wird - voll von volkstümlicher Authentizität, jedoch arm an individuellem Fühlen und Denken. Was Wunder also, daß ausgerechnet dies Gedicht noch in den überregionalen niederdeutschen Anthologien des 20. Jahrhunderts auftaucht⁴⁸. Die Geschichte der niederdeutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, vorzüglich der Lyrik, ist ja auch eine Geschichte fortschreitender Einengung ihrer ästhetischen Möglichkeiten, jedenfalls, was die normensetzende Ideologie betrifft.

Über Lyra, den zweiten Osnabrücker, ist an anderer Stelle ausgiebiger zu reden. Von ihm stammt ja, soweit bisher bekannt, die früheste niederdeutsche Übertragung eines Burns-Textes. Dennoch müssen seine 'Plattdeutschen Briefe' (1845) hier gestreift werden. Immerhin führen sie Klöntrups Arbeit unmittelbar fort, und zwar bis an Groths Anfänge heran. Seinem Ansatz nach ist dies ein durch und durch volkskundliches Buch⁴⁹. Wie

48 Zusammenstellung der Abdrucke von Klöntrups Gedichten: (ohne Verf.), *Johann Aegidius Rosemann, genannt Klöntrup. Leben und Werk* (wie Anm. 44), S. 8*, Anm. 4. - Zu korrigieren ist das Erscheinungsjahr der Erstauflage von F.W. Lyras 'Plattdeutschen Briefen': Nicht 1844, sondern 1845 gibt das Titelblatt an; dagegen ist der "Vorbericht" mit "im März 1844" gezeichnet.

49 F.W. LYRA, *Plattdeutsche Briefe, Erzählungen, Gedichte, usw. mit besonderer Rücksicht auf Sprichwörter und eigenthümliche Redensarten des*

Klöntrup, auf den er sich mehrfach beruft und dessen Kritik an Strodtmann er stützt, begreift dabei Lyra volkskundliches Streben durchaus allumfassend: Er will "nicht allein die Sprache der Landleute Westphalens in allen ihren Eigenthümlichkeiten", "sondern auch das Thun und Treiben derselben" schildern, und er schließt "die früheren Gewohnheiten" sehr betont ein (V). Das schon deswegen, weil er - wiederum mit Klöntrup - der gängigen Meinung anhängt, daß die alte Sitte und Sprache vom Verfall bedroht sei und demnächst verschwinden werde (V - VII). Die zahlreichen Sach- und Worterklärungen am Fuße fast jeder Seite sind die Folge dieser Überzeugung. Endlich stimmt er mit seinem Vorläufer Klöntrup darin überein, daß um der Authentizität willen größte Genauigkeit geboten sei. Daher rühmt sich Lyra seiner Rolle als Augen- und Ohrenzeuge (V); befleißigt sich einer aussprachegetreuen Schreibweise (VI); beteuert, sich "streng des Osnabrücker Idioms" bedient zu haben (VII), und rechtfertigt sogar die "in diesen Darstellungen vorkommenden, dem heutigen Geschmacke vielleicht nicht mehr zusagenden Kraftausdrücke; die, wollte ich anders den Landmann älterer Zeit und seine Weisen richtig zeichnen, nicht zu vermeiden waren" (IV).

In dieser Passage schlägt das Bemühen um volkskundliche Echtheit merklich in Ideologie um. In die Suche nach der Wirklichkeit des Volkslebens schleicht sich unversehens ein Stück Vorurteil ein - das Volk, sagt es, ist nun einmal etwas derb und unkultiviert. Das läßt geradewegs an die Grundeinstellung der Provinzialisten denken. Deshalb kommt ein Satz wie dieser keineswegs unvermittelt: "Die plattdeutsche Sprache hat eine Menge ausdrucksvoller, scharf bezeichnender, witziger Redensarten, weshalb sie, anerkannt, zu humoristischen, aus dem Leben gegriffenen Darstellungen ganz vorzüglich geeignet ist" (VI). Kein Zweifel, dies ist haargenau die Argumentation der Bornemann, Albrecht oder Bärmann. Man hebt die Besonderheit niederdeutscher Sprache und Literatur hervor, um so deren Notwendigkeit zu begründen und zugleich das eigene Festhalten am heimatlichen Idiom zu verteidigen.

Der Inhalt des Bandes nun entspricht der im Ansatz vorhandenen Mischung aus neutraler Gelehrsamkeit und ideologisch bedingter Literatenwillkür. Zumal die "Breve" und Erzählungen - volkskundliche Plaudereien und als solche frühe Beispiele nicht nur für niederdeutsche Prosa, sondern für die noch seltenere Spezies niederdeutscher Sachprosa - zeugen von Lyras Willen, das Leben des osnabrückischen Landvolkes in seiner Sprache detailreich abzumalen. Unverkennbar ist hier der Wissenschaftler und Antiquar am Werke. Ebenso unverkennbar hat aber der Literat Lyra eine Vorliebe für die drastische und komische Seite der

Landvolks in Westphalen, Osnabrück 1845; Zweite wohlfeile (Titel-)Ausgabe Osnabrück 1856. - Die bei Zitaten und Hinweisen im Text nachgestellten Seitenzahlen beziehen sich auf beide Auflagen.

Volksüberlieferung. Und die Prämisse, daß Volkstümlichkeit per se, d. h. immer und überall, etwas mit derbem Humor zu tun habe, erlaubt dem Schriftsteller dann auch, das selbst gesteckte Ziel beiseitezuschieben. Mit den im Anhang mitgeteilten Gedichtproben verläßt er nämlich die Position dessen, der osnabrückische Regionalkultur aus eigener Beobachtung dokumentiert. Wohl sind die meisten dieser Stücke Anekdoten mit viel Lokalkolorit, jedoch stammen eben nicht alle von seiner Hand. Und manche haben zu Osnabrück keine Beziehung mehr als die, daß ihre 'Volkstümlichkeit' zu den Umständen zu passen schien, die Lyra am Orte gefunden zu haben glaubte. So druckt er Texte der Osnabrücker Klöntrup und Böntkemeyer neben seine Version von Burns' berühmtem 'John Barleycorn' (164-166). Auch scheut er nicht davor zurück, zwei Poeme des altmärkischen Provinzschreibers Albrecht ins Osnabrücker Platt zu übertragen und, ohne jede Herkunftsangabe, seinem Buch einzuverleiben (76-78, 167-172)⁵⁰. Eines davon folgt dann direkt auf die Verse des Schotten, so daß ein in ganz Westeuropa bekanntes Zeugnis ausländischer Hochliteratur nahtlos in ein typisches Produkt der später so mißachteten Provinzliteratur übergeht.

Vor dem zeitgenössischen Begriff der 'Volkstümlichkeit', darf man füglich sagen, wird letztlich alles gleich. Und mit dieser pointierten Feststellung wird nicht einfach die Regel gekennzeichnet, die für die Rezeption neuniederdeutscher Dichtung fast kanonische Geltung erlangt hat. Mit ihr wird auch erklärt, woher diese ideologiebedingte und deshalb längst obsolet gewordene Regel rührt. Sie hat ihren Ursprung - und ihre historische Berechtigung - im nachromantischen Streben nach 'Volkstümlichkeit' aller Art.

Bleibt zu ergänzen, daß Lyra dem Greifswalder Lexikographen Kosegarten Einblick in Klöntrups Wörterbuch verschaffte und daß er seine 'Briefe' erstens Kosegarten und dem Berliner Anthologie-Herausgeber Firmenich, zweitens aber seinen "lieben Landsleuten in Westphalen" widmete. Nimmt man das nun zusammen mit allem, was zum Komplex Klöntrup - Lyra skizziert werden konnte, einem Kontinuitätsstrang von 60 Jahren immerhin, so ergibt sich: Die am Ende des 18. Jahrhunderts einsetzende Hinwendung zu Volk, Volkssprache und Volksliteratur geriet auch auf niederdeutschem Sektor zu einer zwar vielgestaltigen, aber allumfassenden und insoweit wieder einheitlichen Bewegung. Und als solche wurde sie, je länger, desto mehr, auch empfunden. Es entwickelte sich eine niederdeutsche Literatur von erheblicher Quantität und Bandbreite, mit mehr als einer bloßen Andeutung von literarischem Betrieb. Einflüsse reichten über zeitliche und räumli-

50 Diese und andere 'Anleihen' vermerken WENZLAU (wie Anm.33) S.109; A. MEYER, *Friedrich Wilhelm Lyra und seine 'Plattdeutschen Briefe'*, Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück 51 (1930) 83-160, hier S.126-129.

che Entfernung hinweg, Anleihen machte man unbekümmert um divergierende Absichten und Verfahrensweisen, Kontakte und wechselseitige Zitate wurden immer häufiger. Als Groth zu schreiben begann, heißt das, war der Boden, auf dem sein 'Quickborn' wachsen konnte, lange kultiviert.

Dies Fazit mag, gemessen an der landläufigen Meinung, unerhört anmuten. Wie zum Beweis für seine Richtigkeit, kommt mir aber eben noch ein Büchlein aus dem Jahre 1847⁵¹ in die Hände; und zwar in fachfremdem Zusammenhang. Obwohl das Buch und sein Autor Johannes Diermissen in einschlägigen Bibliographien erfaßt sind⁵², werden beide in der niederdeutschen Literaturgeschichte offenbar nirgends erwähnt. Das wird sich ändern müssen. Die selten gewordene Schrift beleuchtet nämlich wie wenige andere die Situation der niederdeutschen Literatur am Vorabend von Groths Auftreten. Mit staunenswerter Belesenheit schlingt Diermissen hier ein Band um alles, was nach seinem Verständnis zur volkstümlich-niederdeutschen Dichtung gehört oder zum Vergleich mit ihr geeignet ist: Er liefert - als Kern sozusagen - Reime, Rätsel und Döntjes, die er in seiner lauenburgischen Heimat aufgelesen hat. Sodann bietet er eigene, sich mehr oder minder an die Volksüberlieferung anlehrende Gedichte, leiht sich ein Motto aus Schmelzkopfs 'Immen', paraphrasiert Stellen aus dem allseits beliebten 'Reinke de Vos', druckt Mundartgedichte aus der Schweiz, zieht in hochdeutscher Übertragung volkspoetische Traditionen der Kalmücken und Tartaren ans Licht usw. Und nicht zuletzt weiß sich Diermissen in seinem "Woord vörut" theoretisch zu äußern: "De nieen sassischen Leeder, de hier vörlegt ward, söllt besunners wiesen, wo de sassische Spraek sick noch vullkamen to ene utergewönliche Utdrucks-wies egent. Smelzkop hett mit sienen 'Immen' all en gooden Anfang makt, un so ward man hier ut veelen seen können, (...) wo leevmodig sick ook mit sassischen Worden schriewen ledt. - Meistens heft se de Meenung, de Buer edder de geringen Lüed mössen sassisch in de Böker snacken un dütt bewiest ook de Schriften von Bornemann, Joh. H. Voß, dat utgeteekente Book von Lyra u.a. m. (...) Zipp is de Spraek nich, aber weekhartig kann se sien. - De Poar schwizer un dütschen Gedicht (...) ward, denk ick, keen unwillkamene Togav sien" (VI).

51 (J. DIERMISSEN), *De Lüttje Strohoot*, Kiel 1847. Der Band erschien anonym; sein Verfasser ist der am 3.8.1823 in Lauenburg/Elbe geborene Volkskundler Diermissen; in Anspielung auf den einst im Lauenburgischen ansässigen Volksstamm der Polaben zeichnet er sein "Woord vörut" mit: "En Polaw." - Ich hoffe, demnächst mehr über Buch und Autor sagen zu können.

52 Etwa bei R. ECKART, *Handbuch zur Geschichte der plattdeutschen Literatur*, Bremen 1911, S.281; W. SEELMANN, *Die plattdeutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Biobibliographische Zusammenstellung*, Nd.Jb. 22 (1896) 49-130, hier S.69 (Neudruck: Leer 1979).

Eine intensivere Beschäftigung mit diesem Buch wird folgen müssen. Schon jetzt ist aber klar, daß Diermissen den Versuch macht, die Vorstellung von den spezifischen Ausdrucksqualitäten des Niederdeutschen auf Bereiche auszudehnen, die mit Vokabeln wie "leevmodig" und "weekhartig" zu umschreiben sind. Und er tut das in dem Bewußtsein, daß die vorhergehenden Poeten oft die derberen, die komischen Aspekte in den Vordergrund gerückt hatten. Ist das also ein Programm, das - zusätzlich zu allen sonstigen Vorbereitungen für Groths Auftreten - nun auch noch die Grothsche Weichheit und Gefühligkeit vorwegnimmt?

4.1. So viel, mindestens, müßte nach unserem Gang durch die vor-Grothsche Szenerie einleuchten: Die Überzeugung Groths und seiner Nachbeter, Wissenschaftler oder nicht, er sei von verständnislosen Feinden des Niederdeutschen umgeben gewesen, als er die neuniederdeutsche Dichtung quasi aus der Taufe hob, ist absolut richtig. Bestenfalls handelt es sich dabei um eine eklatante Selbsttäuschung. Historisch richtig ist das genaue Gegenteil. Statt Widerstand hat es für die Versuche, niederdeutsch zu schreiben, stets nur Zustimmung gegeben, vor und in Groths Zeit. Und nichts am 'Quickborn' war so überwältigend neu, daß man nicht hätte sagen dürfen, Ähnliches sei schon da gewesen.

Ob man auf die volkskundlich-regionalistische Grundabsicht schaut, die im Untertitel "Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart" verkündet wird, oder auf die praktische Durchführung in den Balladen und Lyrismen aus bzw. nach Volkes Mund - im Prinzip ist dergleichen auch früher zu finden. Die 'Mundartlichkeit' gar, die man an Groths Dichtersprache anhaltend gerühmt hat, können wohl eher die Provinzialisten oder Lyra für sich in Anspruch nehmen, Groth aber schwerlich. Sein Platt, urteilt Rabeler wider das allgemeine Urteil abwägend, "ist genau so gut eine Literatursprache wie das Plattdeutsch von Voß"; freilich steht es "der mundartlichen Ausdrucksart bedeutend näher"⁵³. Überhaupt hat Voß die Stilisierung des Volkes bereits weiter vorgetrieben gehabt als Groth, der seine Gedichte "lauter Ideale" nennt⁵⁴. Den Mann des 18. Jahrhunderts hat man allerdings auch weidlich für diesen vorgeblichen Mangel an Volkstümlichkeit getadelt. Groths lebenslanges Bemühen vollends, seine schöpferischen Leistungen wissenschaftlich zu untermauern, vom Glossar bis zur voll ausgebauten Theorie der Sonderexistenz niederdeutscher Sprache und Literatur, reicht über die bündelnde Wiederholung von Altbekanntem nicht hinaus.

53 RABELER (wie Anm.22) S.168.

54 *Das Leben Klaus Groths von ihm selbst erzählt*. Aus Selbstdarstellungen des Dichters zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von J. HARTIG, Heide 1979, S.15.

Wohin man auch blickt bei Groth, man wird nicht leicht feststellen, daß er völlig unbegangenes Terrain erobert hätte. So richtig es ist, daß er binnen weniger Jahre ein Werk vorlegte, das in Umfang, Eigenart und Anspruch ohnegleichen war; daß er Sinn und Ziel seines Dichtens gründlicher als andere bedachte und vor aller Augen erläuterte; daß er Schule machte wie niemand zuvor – so unabweisbar richtig ist eben andererseits, daß all das nicht ihm allein gutgeschrieben werden darf. Seine wahrlich epochemachende Leistung ist vielmehr erst voll zu begreifen, wenn man sie für das Ergebnis, die zwingende Folge eines langwierigen Prozesses nimmt. Mit anderen Worten: Groth war nicht mehr, aber auch nicht weniger als der richtige Mann zur richtigen Zeit. Was viele andere über lange Frist in Theorie und Praxis möglich gemacht hatten, das wußte er in bis dahin unerreichter Quantität und Qualität zu realisieren. Und dabei ist, notabene, keineswegs nur oder in erster Linie an Fortsetzung, Ausbau und Vollendung der bis heute unterschätzten Arbeiten eines Voß, Bornemann, Bärman oder Lyra zu denken. Sie und all die anderen waren ja ihrerseits Glieder in der Kette, erste Nutznießer jener großen geistesgeschichtlichen Entwicklungen, die sich weit jenseits der Sphäre des Niederdeutschen angebahnt und durchgesetzt hatten und die auf niederdeutschem Felde bloß mitvollzogen wurden. Die neuniederdeutsche Literatur hatte hier, wo sie entstand, schlicht teil an der allgemeinen Geistesströmung, besser: Sie war deren integrierter Bestandteil. Die Abkoppelung vom allgemeinen Lauf der Dinge erfolgte erst nach Groth, indes nicht ohne sein Zutun. Schuld daran war, daß er die niederdeutsche Literatur endgültig an das Axiom band, daß sie 'volkstümlich' zu sein habe, und daß die Nachfahren dies historisch bedingte Axiom fortan für ewig hielten. Der Schaden, den diese einseitige Ideologie angerichtet hat, ist spürbar bis heute.

4.2. Darf man, muß man Groth mit seinem Werk für den krönenden Abschluß einer Epoche – der biedermeierlichen⁵⁵ – ansehen, dann bleibt zu fragen, wieso man ihm derart hartnäckig Pioniercharakter hat beilegen können. Ein Hinweis auf seine ungewöhnliche Begabung und den entsprechend höheren Rang seiner Dichtung, so berechtigt er wäre, würde zur Erklärung nicht genügen. Nicht bei einem Manne, der in so vielem als Erbe und Fortsetzer erscheint. Näher an die Lösung des Problems führt da schon die Beobachtung, daß Groth der niederdeutschen Literatur einen goldenen Mittelweg zwischen den Polen Heimat und Ästhetik gewiesen hat. Weder verstand er sich zu dem literarischen Höhen-

55 Zur Position der Dialektliteratur im Biedermeier F. SENGLÉ, *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815 - 1848*, Bd.1, Stuttgart 1971, S.391ff; zum distanzierteren Verhältnis der Realisten zur Dialektliteratur ebd. S.267ff.

flug eines Voß noch begab er sich in die Niederungen der Provinzialität, Beides wäre zu seiner Zeit nicht mehr angebracht gewesen, nicht nach der Entwicklung, die speziell die niederdeutsche Literatur inzwischen genommen hatte, und erst recht nicht nach der geistesgeschichtlich-poetologischen Entwicklung insgesamt.

Genie, Erlebnis, Individualität, Subjektivität, Originalität, Emotionalität, das etwa sind Begriffe, die anzeigen, wie tiefgreifend die Umwälzungen im Bereich der Poetik zwischen dem Ende des 18. und der Mitte des 19. Jahrhunderts gewesen sind. Und wenn Groth abwehrend beteuerte, seine Gedichte sprächen "fast nie Selbsterlebtes in Goethescher Weise aus; man suche weder mich, noch andere in persona darin"⁵⁶, so war das eher eine reservatio, die er dem anderen, älteren Dogma schuldig zu sein glaubte: "Die wahre Poesie ist immer das gemeinsame Werk eines Volkes, niemals das eines einzelnen Menschen", betonte er ganz im Sinne Herders, und er fuhr fort, seine Bücher seien nichts als die Darstellung des Dithmarscher Volkes⁵⁷. In Wahrheit enthalten vor allem seine Gedichte viel persönliches Erleben; mindestens sind sie durch sein Denken und Fühlen gefärbt und insoweit individuell. Just das verleiht ihnen jenen Hauch von Modernität, der die Zeitgenossen begeisterte und Spätere in der Überzeugung bestärkte, dies sei nun der eine, immerwährende Typus niederdeutscher Lyrik.

Die Schlacken der Zeit, die an seinem Werk haften, wurden gern übersehen. So individuell, so originell, so frei in der schöpferischen Entfaltung seines Ichs war Groth ja wieder nicht. Nicht allein blieb er der überkommenen Volkstumsideologie verpflichtet; er war auch abhängig von Mustern. Nur hatte er das Gespür, sich neben dem lehrhaften und erbaulich-idyllischen Hebel ein Vorbild zu wählen, das Einklang mit allem verbürgte: Robert Burns. Dessen Werk erfüllte einerseits die alte Sehnsucht nach der 'Volkspoesie'. Andererseits entsprach es, obwohl so jung nicht mehr, dem Zeitgeschmack um die Jahrhundertmitte voll und ganz. Es wurde sogar länger noch als gleichbleibend modern empfunden.

5.1. Von allen englischen Dichtern, die seit der Romantik auf die deutsche Literatur eingewirkt haben, war dem Schotten Burns (1759 - 1796) gewiß nicht der fruchtbarste und nachhaltigste, wohl aber der am längsten andauernde Einfluß beschieden⁵⁸. Zunächst freilich, am Ende des 18. und im ersten Quartal des 19.

56 Wie Anm.54.

57 Ebd. S.16.

58 Zur Rezeptionsgeschichte etwa H. HECHT, *The Reception of Burns in German Literature. I: Weimar and Berlin*, *Burns Chronicle* 14 (1939) 52-60; KUPPER (wie Anm.3) S.9-48; L.M. PRICE, *Die Aufnahme englischer Literatur in Deutschland 1500 - 1960*, Bern München 1961, S.316-317.

Jahrhunderts, war man auf die Beschäftigung mit seinem Werk noch nicht sehr begierig gewesen. Das änderte sich in den dreißiger und vierziger Jahren von Grund auf. Dazu hat, angeregt von seinem Freunde Carlyle, Goethe wesentlich beigetragen. Er schrieb ja nicht nur: "Mehr jedoch als unser Freund (Carlyle, C.S.) vermuten mochte, war uns Robert Burns bekannt; das allerliebste Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und, verdienterweise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche, unsrer Sprache es anzueignen", oder: "Und wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne auch die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserem Freunde so viel Aufmerksamkeit und Teilnahme erwiesen, so wär es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bei uns einführen"⁵⁹, sondern er sorgte selbst für Übersetzungen, befürwortete Nachdrucke des Originals usw. In der ausgehenden Biedermeierzeit genoß deshalb Burns bereits hohes Ansehen in Deutschland⁶⁰. Diesen Ruf verdankte er erstens seiner Liebes-, Natur- und Regionallyrik, seiner 'volkspoetischen' Seite insgesamt also, zweitens dann seinen sozialkritischen Versen, die den demokratischen Bewegungen vor 1848 Stoff und Muster zu liefern vermochten.

Die Begeisterung für Burns, für den Mann mit einer mannigfaltig gebrochenen Lebensgeschichte wie für den ebenso zwiegesichtigen Autor, hielt weiterhin an, ja, sie steigerte sich noch. Als z.B. Fontane 1889 für eine Umfrage eine Liste der Bücher aufstellte, die ihm besonders wichtig waren, da merkte er zu Percys 'Reliques' und Scotts 'Minstrelsy' an: "übten unter allem den größten Einfluß auf mich", und nannte unmittelbar danach die Gedichte von Burns sowie Byron, Tennyson und noch einmal Walter Scott⁶¹. Die Namen belegen, in welcher Tradition Fontane seinen Burns stehen sah: im Kontext der von Herders Zeiten heraufreichenden Rezeption englisch-schottischer 'Volksdichtung'. Genau in diesem Sinne - einseitig als den naturwüchsigen Volksdichter, den "heaven-taught ploughman" - hat schließlich das geistige Deutschland Burns zu seinem hundertsten Todestag 1896 gleichsam abgefeiert. Der Ruhm des zuletzt nur mehr als Lichtgestalt, als Mythos gepriesenen Mannes war jetzt endgültig verblaßt. Nach rund einem Jahrhundert gläubiger Verehrung und Aneignung geriet Burns bei den Literaten in Vergessenheit. Nur die Wissenschaft hat seither Mühe, den Autor und sein

59 GOETHE (wie Anm.38) Bd.14, S.941f., 946. Weitere Äußerungen Goethes in den Werken unter Anm.58.

60 Vgl. SENGLE (wie Anm.55) Bd.2, Stuttgart 1972, Fußnote S.482.

61 Th. FONTANE, *Aufsätze zur Literatur*, hrg. u. mit einem Nachwort v. K. SCHREINERT, München 1963, S.498.

Oeuvre von den angewucherten Ranken verfälschender Glorifizierung zu befreien⁶².

5.2. Die Einäugigkeit, mit der man Burns zu betrachten pflegte, übrigens schon in seiner Heimat, kam niemandem mehr zu-statten als den Freunden von Dialekt und Dialektliteratur. Ihnen muß das Bekanntwerden mit dem Schotten geradezu wie ein Wink des Himmels erschienen sein. Was immer sie gesucht haben mochten, er hatte es - und zwar in Vollendung. Er stammte aus dem Land, das seit Macphersons 'Ossian' immer neue Impulse für die Ideen von Volk, Volkstum usw. geliefert hatte. Und er verstand sich rundheraus als Glied in der Kette dieser Tradition. Das trug seinem Dichten die Weihe des Geschichtlichen und sogar Vorgeschichtlich-Ursprünglichen ein, schuf ein Bewußtsein von Regionalität, das bis zum regionalen Patriotismus reicht, führte ihn dazu, Land und Leute seiner Umgebung zu schildern. Daß dies von Geburt an eine ländlich-kleinbürgerliche Welt war und über weite Strecken seines Lebens blieb, daß er sich dazu mit erklecklichem Bauernstolz bekannte, paßte ins Bild. Nicht minder fügte sich in diesen Rahmen das enge, kreatürliche Verhältnis zur Natur, die Lust an möglichst feucht-fröhlicher Geselligkeit, der Hang zu derbem Humor. Über allem aber schwebte, einem Heiligenschein gleich, das Wissen, daß dieser Mann im Dialekt geschrieben hatte, und auch das mit nachdrücklichem Stolz. Burns erfüllte also sämtliche Bedingungen, die nach der Volkstumsideologie an einen Mundartautor zu stellen waren.

Das war jedoch nicht alles. Zum absoluten Vorbild machte ihn vielmehr erst die Tatsache, daß er diese Bedingungen auf eine Weise erfüllte, die den Literaten der Jahrhundertmitte nichts zu wünschen übrig ließ. Er war der Autor, der dem geistes- und literarhistorischen status quo vollauf gerecht wurde. In der Anschauung des Volkes bot er just das Maß an Konkretheit und Anteilnahme, das den Eindruck vollkommener 'Echtheit' vermitteln konnte. Auf Stilisierung verzichtete er dennoch nicht. Unverkennbar ist ebenso eine gewisse Individualität und Subjektivität, ist die Präsenz des Dichter-Ichs. Die Distanz dessen, der von oben nach unten blickt, geht aber mitnichten ganz verloren. Auch Burns' Kunst war, wie Friedrich Sengle einmal geschrieben hat, "etwas für die Feinschmecker, nicht für das Volk."⁶³ So eng er sich an das sangbare Volkslied anlehnte, so formstreng und ästhetisch kalkuliert ist das Ergebnis. Heute mag man all das für Einschränkungen der Natürlichkeit und Volksnähe anse-

62 Vgl. R. REITEMEIER, *Geschichte der englisch-schottischen Burns-Kritik 1786 - 1955 (Die Entstehung eines Mythos)*, Diss. Göttingen 1957; DERS., *Das Bild Robert Burns': Tradition und Wandel*, Die neueren Sprachen NF 9 (1960) 313-329.

63 SENGLÉ (wie Anm.55) Bd.1, S.391.

hen, die Zeitgenossen waren entgegengesetzter Auffassung. Fontane hat sie, alles zusammennehmend, in denkwürdige Worte gekleidet: "Die Schotten (...) sind ein Volk des Gesanges und haben den Ton des Liedes in einer Weise getroffen wie kaum ein anderes Volk. Alle die Züge, die unsere deutsche Lyrik so vorteilhaft charakterisieren, finden sich auch bei ihnen: Kürze, Knappheit des Ausdrucks, der Zauber des Halbdunkels, Simplizität und Wohlklang, Tiefe der Empfindung, natürliche Grazie und Schelmerei. Es braucht nur den Robert Burns zu lesen (den man durchaus als eine Inkarnation der schottischen Volksdichtung betrachten darf), um alle diese Züge beieinander zu finden."⁶⁴

Der so autoritativ 'heimgeholte' und vor den deutschen Lyrikern auf den Sockel gestellte Burns mußte den probierenden Dialektpoeten schlechterdings zum Beispiel werden. Sie waren ja die letzten, denen die Unvollständigkeit und zeitgemäß tendenziöse Einseitigkeit des Burns-Bildes hätte aufgehen müssen oder können. Das geistige Deutschland verherrlichte in dem großen Schotten den reinen 'Volksdichter', der wie der Vogel singt, frei und natürlich und schön - wie hätten ausgerechnet sie merken, warum sich dafür interessieren sollen, daß hinter der Fassade Risse und Sprünge klafften? Den klassizistischen Dichter, den anti-kirchlichen Satiriker, den Erotiker, den sozialrevolutionären Rebellen, der zum "Vorboden der Emanzipationsbewegung der unterdrückten Schichten" in England wurde und damit zum Idol der englischen Arbeiterliteratur⁶⁵ - nichts sahen sie, die Groth, Corrodi usw. Den Mann Burns gar mit seinen vielen Liebschaften und seiner Trinkerfreude, den dürften sie in ihrer Vorstellung vom Naturburschen anstandslos mit untergebracht haben. Anders denn als volkspoetischen Sänger konnten und wollten sie ihn nicht begreifen, denn das hätte ihre Ideologie gestört, d. h. auch: ein Nachdenken über die Frage verlangt, wie berechtigt die Burns-Nachahmung denn sei. So aber waren sie eins mit sich und der Welt. Sie übersetzten ihn, heimsten Beifall dafür ein und fühlten sich dadurch wiederum bestärkt in ihrem Tun. Da der ideologische Zirkel zwischen Produktion und Rezeption geschlossen war, genügte zur Begründung das eine Wort: Burns sei der 'Volksdichter' par excellence.

5.3. Bis an die Jahrhundertwende hatten die niederdeutsch schreibenden Burns-Bewunderer, -Nachahmer und -Übersetzer auch allen Anlaß, ihrer Sache sicher zu sein. Zum einen durften sie sich durch das geistig-literarische Klima in Deutschland gestützt und bestärkt fühlen. Das nicht einfach, weil die allgemeine, idea-

64 FONTANE (wie Anm.61) S.371.

65 Ph.M. ASHRAF, *Englische Arbeiterliteratur vom 18. Jahrhundert bis zum ersten Weltkrieg. Entwicklungstendenzen im Überblick*, Berlin Weimar 1980, S.200f.

lisierende Vorliebe für den Schotten bis in diese Zeit fort dauerte. Vielmehr beruht dies Phänomen seinerseits auf prinzipielleren Tatbeständen, die mit der Gesamtsituation der deutschen Literatur und der ihr zugrundeliegenden Poetik zu tun haben. Die Lyrik, eine der Hauptgattungen des Biedermeier, hatte um die Jahrhundertmitte noch einen Neuerungsschub dadurch bekommen, daß die alte Nachbarschaft zur Didaktik aufgelöst wurde. Die Herausbildung einer modernen Lyrik war aber dann gebremst worden, weil es die Realisten vorzugsweise zur Prosa drängte. Obendrein erwies sich speziell das romantische Lyrikkonzept als besonders widerstandsfähig gegen jede Art von Wandel. Die Vorstellung von der Volkspoesie, die zugleich Urpoesie, Universalpoesie, 'wahre Poesie' ist, mußte ja von Natur aus gegen Neuerungen resistent sein. Die heftige Reaktion der Heimatkunstabewegung auf den naturalistischen Ansatz - der sich im übrigen gutenteils auf das Drama bezog - zeigt das zur Genüge. Mit anderen Worten: Was die Lyrik, ihre Geltung und ihren Fortschritt anlangt, waren die modernistischen Bestrebungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weder zahlreich noch durchschlagend. Und besonders die konservative Richtung, der die Mundartdichter samt ihrem Burns-Eifer von Haus aus zugehören, blieb in ihrem Kern ungebrochen.

Den Dialektschreibern gab zum anderen die inner-niederdeutsche Entwicklung Rückhalt. Das Bemühen um Pflege und Förderung des Niederdeutschen hatte sich stetig gesteigert. In den achtziger und neunziger Jahren hatte es sogar organisatorisch festere Formen gewonnen. Es hatte sich damit, nicht zuletzt im Selbstverständnis der Beteiligten, zur regelrechten Bewegung ausgewachsen - mit allen Kennzeichen einer solchen. Der sowohl ideologischen als auch organisatorischen Geschlossenheit nach innen folgte, wo nicht längst vorhanden, die Abkapselung von der Außenwelt auf dem Fuße. Einengung der literarischen Möglichkeiten des Niederdeutschen auf das 'Volkstümliche' und Abtrennung der niederdeutschen Kultur von der zunehmend als feindlich betrachteten hochdeutschen bedingten einander. Noch indes hielt das Band der Gemeinsamkeit. Die Heimatkunstidee und die beiderseits unbeschwerte Vergötterung des 'Volksdichters' Burns dokumentieren das.

6.1. Am Anfang unseres Jahrhunderts sah die Szenerie dann endgültig anders aus. Hatten die niederdeutschen Lyriker schon die naturalistischen Impulse kaum genutzt, sie stattdessen direkt konterkariert, so wußten sie - bis auf wenige - Neuromantik, Impressionismus und Expressionismus erst recht nicht mitzuvollziehen⁶⁶. Die nie-

66 Vgl. aber z.B. W. RABELER, *Plattdeutsche Literaturströmungen im Beginn des 20. Jahrhunderts*, Nd.Jb. 91 (1968) 153-162; C. SCHUPPENHAUER, *Hermann Claudius. Auf der Höhe der Zeit - seinerzeit*, in: DERS., *Platt-*

derdeutsche Bewegung lag gerade im Dornröschenschlaf. Die Stimulanzien aber, die sie daraus wieder erweckten, waren nicht dazu angetan, progressiv zu wirken. Da war zunächst die patriotische Aufwallung bei Kriegsausbruch, die für die 'Niederdeutschen', als Vertreter des 'Volks', zugleich die Hoffnung auf ein Stück Gleichberechtigung und auf staatsbürgerliche Teilhabe in der Zukunft symbolisierte⁶⁷. Und da war die Aufbruchsstimmung nach der Niederlage, die ihre Kraft entschieden aus der Rückbesinnung auf die vermeintlich unbelasteten, weil ewigen Werte von Heimat und Volkstum bezog⁶⁸.

Unter dem Eindruck dieser deutlich rückschrittlichen Antriebschübe weitete sich nun zu einer wahren Volksbewegung, was einst einzelne an verschiedenen Orten und mit je eigenen Zielen begonnen hatten⁶⁹. Diese Bewegung erfaßte nicht nur allmählich den ganzen niederdeutschen Raum, sie erhielt auch eine organisatorisch wie ideologisch straffe Struktur. Das heißt nicht, daß Personen und Institutionen nicht erbittert miteinander konkurriert

deutsche Klassiker 1850 - 1950. Wege zur niederdeutschen Literatur (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache, Reihe Dokumentation 7), Leer 1982, S.126-147; DERS., (wie Anm.12).

- 67 Diese Gefühlsmischung war in der niederdeutschen Bewegung weit verbreitet; hier sei auf nur zwei Belege verwiesen, einen poetischen und einen theoretischen: H. CLAUDIUS, *Hörst du nicht den Eisenschritt. Zeitgedichte*, Hamburg 1914, S.38-40 ('De Nieter', 'De Barg'); J. BÜDEWADT, *Weltkrieg und Niederdeutschum. Kulturpolitische Betrachtungen* (Plattdütsche Volksbücher, 5), Garding 1915.
- 68 In allen einschlägigen Zeitschriften finden sich sofort nach Kriegsende trotzig ermunternde Aufrufe wie dieser: "Bei den schweren Aufgaben, die uns die kommende Friedenszeit zu lösen gibt, wird ein großer Teil unserer Bevölkerung die Kraft zu neuer Arbeit aus der Heimat schöpfen wollen. In unserem bodenständigen Volkstum liegen ja letzten Endes die Quellen unserer schaffenden und aufbauenden Kraft. Pflege des niederdeutschen Volkstums, so umfassend und tief wie nur möglich, ist somit eine sich von selbst ergebende Forderung. Daß wir unsere Jugend mehr als bisher mit niederdeutschem Geiste durchtränken müssen, ist eine in der letzten Zeit mehrfach erhobene Forderung" (D. STEILEN, *Die Quickbornarbeit nach dem Kriege*, Mitteilungen aus dem Quickborn 12 (1918/19) 40-41, hier S.41).
- 69 Solange die Geschichte der niederdeutschen Bewegung nicht geschrieben ist - im *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) fehlt leider jeder Ansatz dazu - wird man Fakten und Zusammenhänge wenigstens zur Geschichte der Institutionen suchen müssen bei K. SEEMANN, *Ut de Geschichte von'n 'Allgemeinen Plattdütschen Verband'*, Niedersachsen 27 (1921/22) 428-431; R. DOHSE, *Gefahr im Verzuge! Ein Wort zur Erhaltung des Plattdütschen. Der heutige Stand der niederdeutschen Dichtung. Moderne Bestrebungen zur Pflege der niederdeutschen Sprache und Literatur* (Von deutscher Sprache und Art, 2), Leipzig 1911; K. GASSEN, *Die Niederdeutsche Bewegung der Gegenwart. Pflege plattdütscher Sprache und Literatur durch Bibliotheken, Institute, Vereine und Bühnen des niederdeutschen Sprachgebiets* (Aus den Schätzen der Universitäts-Bibliothek zu Greifswald, 8), Greifswald 1933; O. CARLSSON - H. RIEPENHAUSEN, *Der Niederdeutsche Rat*, Mitteilungen des Vereins für Niedersächsisches Volkstum e.V. Bremen 35 (1960) H.65, S.12-17.

hätten oder daß sie über den einzuschlagenden Weg nicht uneins gewesen wären. Man hatte aber eine einigende Idee, und man arbeitete zusammen, über Entfernungen und Querelen hinweg. Auch widmeten nicht wenige führende Vertreter der Heimatbewegung einen erheblichen Teil ihrer Zeit und Kraft dem Streben für Mundart und Volkstum. Es ist deshalb nicht übertrieben, wenn man von mindestens halbprofessioneller Tätigkeit spricht. Noch dazu spielte sich all das in relativ hochgradiger Spezialisierung und Arbeitsteilung ab, in Sparten wie Literatur, Theater, Kirche, Wissenschaft, Vereins- und Verbandswesen, deren jede über eigene Gremien, Tagungen, Publikationsorgane etc. verfügte.

Alles in allem ergab das schon nach kurzer Frist eine besondere Kulturlandschaft. Eine niederdeutsche Neben- oder Subkultur hatte sich neben der Nationalkultur etabliert. Je dynamischer sich diese eigenständige niederdeutsche Szenerie entwickelte, desto dringender wurde es, ihren Sinn, ihren Stellenwert und ihr Ziel klarzulegen - wie umgekehrt auch gilt, daß erst die dynamische Entwicklung die Möglichkeit für eine standortbestimmende Diskussion eröffnete. Das geistig-literarische Klima, in Deutschland wie rundherum in Europa, hatte sich doch grundlegend gewandelt. Da bedurfte es bei den Vorkämpfern für den Heimatgedanken und für eine niederdeutsch-volkstümliche Kultur schon des Bewußtseins eigener Kraft, wollten sie gegen die modernen Tendenzen etwas ausrichten. Denn so, als eine anti-zivilisatorische Wende, begriffen sie mittlerweile ihr Tun.

Die wichtigsten Anhaltspunkte für die Definition der Ziele, die der niederdeutschen Bewegung gesteckt sein sollten, bot - wie auch anders - die Geschichte. Also kreisten die Erörterungen ständig um die Fragen: Wie und warum hat das alles angefangen? Was hat Klaus Groth, der Begründer der niederdeutschen Literatur und ihr unübertroffener Meister, gedichtet und gedacht? Welche Richtung hat das Geschehen nach ihm genommen, innerwie außerhalb des niederdeutschen Bereichs? Bis zu welchem Grade kann und darf man sich auf die moderne Welt einlassen? An der Rolle des Schotten Robert Burns konnte man dabei schlechterdings nicht vorbeigehen. Daß er den Vorläufern im 19. Jahrhundert als exemplarisches Muster gedient hatte, wußte man; daß er den hochdeutschen Literaten seit längerem nichts mehr bedeutete, konnte man nicht übersehen. Wofern man also an der Verehrung für ihn und an der Nachahmung seiner Dichtungen festhalten wollte, war Stillschweigen nicht mehr angebracht.

6.2. Unter den Propagandisten niederdeutscher Sprache, Literatur und Kultur im 20. Jahrhundert gibt es nach meinem Wissen zwei, die sich lebenslang nicht genug tun konnten, ihren Mitstreitern Robert Burns als leuchtendes Vorbild vor Augen zu halten: den Paderborner Gymnasiallehrer Ferdinand Wippermann, geboren am 19.8.1876, und den Bremer Oberschulrat Dr. Gustav Dehning, geboren am 22.6.1882.

Wippermann kam es vor allem darauf an, die Bedeutung Hebels und Burns' für Entstehung und Fortentwicklung der neuniederdeutschen Literatur zu betonen. Schon 1910 schreibt er: "Kein Geringerer als Klaus Groth hat sich an Hebels wie an den Liedern des verwandten schottischen Dialektdichters Burns früh berauscht", und wenige Sätze danach spricht er von der "genialen Kraft, mit welcher der Quickborndichter Burnssche Liedchen zu herrlichen, echt plattdeutschen Besitztümern neugeschaffen hat."⁷⁰ Damit ist der Grundtenor angesprochen. Der historische Befund wird von vornherein einseitig und ideologisch befrachtet vorgetragen: Groth ist der unvergleichliche Gründervater der niederdeutschen Dichtung, Burns allein der Sänger mundartlicher Lieder, beide sind so nah verwandt, daß die Texte des Fremden ohne weiteres zu spezifisch plattdeutschem Eigentum umgemünzt werden können. Anderthalb Jahrzehnte später, wiederum im Zusammenhang mit Hebel, begnügt sich Wippermann mit einem relativ sachlichen Fingerzeig: "Nau en annerer Mann, dei up Platt dichtet hiät, hiät ne graute Bedüitunk für de plattdütsken Dichters hatt, nit tom weingsten för Klaus Groth - dat is dei Schottlänner Robert Burns, dei hiät sau wunnerwackere Leiekes up schottsk Platt maket,"⁷¹ Immerhin fällt auf, wie unbeschwert hier Burns' sprachliches Medium als "Platt" bezeichnet und so dem Niederdeutschen gleichgestellt wird.

Wie kurz von daher der Weg war in die Volks- und Schrifttumsideologie des Dritten Reiches, wie konsequent aber auch, ihn zu gehen, und zwar besten Wissens und Gewissens - das offenbart unzweideutig ein Zeitungsartikel von 1939. Unter der Überschrift "Ein Schotte war der Erwecker niederdeutscher Dichtung" hält Wippermann da bündig fest: "Zwei nichtniederdeutsche Dichter haben an der Wiege des neuplattdeutschen Schrifttums gestanden: der Oberdeutsche Hebel und der Schottländer Burns (...). Auf den 'Alemannischen Gedichten' fußt nicht nur die oberdeutsche, sondern die ganze deutsche Dichtung in der Volkssprache. Kaum geringer - wenigstens für den Bereich des blutsverwandten Niederdeutschen - ist die Bedeutung des schottischen Sängers. Klaus Groth hat sein Leben lang eine warme Verehrung für den großen schottischen Naturdichter gehegt (...). Doch ist der Dithmarscher nicht der erste, der unter dem Eindruck der quellfrischen, volks- und erdnahen Burnsschen Lyrik stand." Und weiter: "In der Tat verdankt der plattdeutsche Klassiker (Groth, C. S.) dem Schotten außerordentlich viel. Doch hat er

70 F. WIPPERMANN, *Einiges von Hebel und der plattdeutschen Literatur*. Zu Hebels 150. Geburtstag (10. (11.) Mai 1910), Niedersachsen 15 (1909/10) 311-312.

71 F. WIPPERMANN, *Johann Peter Hebel un dei p(1)attdütsken Dichters*. *Tau Hebel seynen 100. Stirwedage* (22. September), *De Eekboom* 44 (1926) 194-196.

diese (sic, C. S.) fast immer in Gehalt und Gestalt zu echt niederdeutschen Gebilden gewandelt."⁷²

Burns' Anteil an der 'Erweckung' der deutschen, besonders der niederdeutschen Dialektlyrik wird also global, jedoch nicht unzutreffend charakterisiert. Dabei legt Wippermann dem Schotten und seinem Werk genau die Attribute bei, die man seit eh und je für die Kennzeichnung niederdeutscher Dichter und Dichtungen gebraucht hat, bis in die Fachwissenschaft der Gegenwart hinein⁷³. Das Recht dazu wächst ihm ganz selbstverständlich aus der tradierten Volkstümlichkeitsideologie zu. Vor ihr und durch sie wird gleich, was verschieden ist: Die sprachliche und literarische Mehrgesichtigkeit sowohl Burns' als auch der niederdeutschen Lyrik wird kurzerhand übergangen, d. h. normativ verdrängt. Zusätzlich stützt sich Wippermann auf die Vorstellung, daß Schotten und 'Niederdeutsche' verwandt seien. Auch diese Vorstellung stammt aus dem 19. Jahrhundert, doch wird sie hier zeitgemäß zugespitzt. Erstens nämlich zeugt das Fortschreiten vom bloßen "verwandt" im Jahre 1910 zum "blutsverwandt" im Jahre 1939 für die Anpassung an nationalsozialistisches Gedankengut. Zweitens führt die Behauptung einer engeren Blutsbindung zwischen Schotten und 'Niederdeutschen' merklich zur Ausgrenzung des oberdeutsch-hochdeutschen Bereichs. Die ideologische Trennung von Niederdeutsch und Hochdeutsch ist nunmehr endgültig vollzogen.

Der Vollständigkeit wegen erwähne ich noch, daß Wippermann 1960 erneut auf sein Lieblingsthema zurückgekommen ist, teils wort- und überall inhaltsgleich mit seinen früheren Veröffentlichungen. Da er sich jetzt mehr auf Hebel konzentrierte, wiederholte er zu Burns allein die Sätze, die dessen Einfluß auf Groth ziemlich sachgerecht umreißen⁷⁴. Bezeichnend bleibt freilich, daß er seine Grundüberzeugungen im Laufe eines halben Jahrhunderts um nichts geändert hat, nicht hat ändern müssen. Die niederdeutsche Bewegung war, was ihre Hauptrichtung angeht, ins Niemandsland abgedriftet. Sie wollte mit den sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Entwicklungen in Deutschland nichts zu tun haben - es sei denn, diese Entwicklungen stimmten mit ihrer eigenen Tendenz so nahtlos überein, wie das im Dritten Reich der Fall war.

Eine ähnliche gedankliche Kontinuität läßt sich am Beispiel Gustav Dehnings nachweisen. Anders als Wippermann hat er kein Repertoirethema, das Burns automatisch einschließt. Er kommt auf

72 F. WIPPERMANN, *Ein Schotte war der Erwecker niederdeutscher Dichtkunst*, Kölnische Volkszeitung v. 28.1.1939; zitiert nach dem Abdruck in: *Niederdeutsche Welt* 14 (1939) 211.

73 Vgl. C. SCHUPPENHAUER, *Niederdeutsche Literatur - Versuch einer Definition*, NdW 12 (1972) 16-34; DERS. (wie Anm.12).

74 F. WIPPERMANN, *Johann Peter Hebel und die plattdeutsche Dichtung*, Mitteilungen aus dem Quickborn 50 (1960) 19-21. - Es handelt sich hier im wesentlichen um eine Kompilation aus den in Anm. 70-72 aufgeführten Artikeln.

Burns und Verwandtes bei verschiedenen Gelegenheiten zu sprechen. So stößt man in einem Aufsatz von 1923, betitelt "Die niederdeutsche Ballade", etwa auf folgende interessante Aussagen: "(...) sind wir, seitdem die großen schottischen und englischen Vorbilder ihren Eroberungszug antraten, zu der engeren Umgrenzung gelangt, daß Volkstümlichkeit und Gegenständlichkeit, strophische Gliederung (wie sie sich aus der Sangbarkeit ergab), knapper, dramatisch drängender Rhythmus, Naturschilderungen mit vorwiegend düsteren Farben, Hineinklingen höherer Gewalten und meist ein tragischer, aber nie ins klare Licht des Erkennens gerückter Ausgang die Hauptkennzeichen der Balladendichtung sein müssen"; und: "So verwandt wie die melancholische Grundstimmung der schottisch-nordischen Gebirgsklüfte und Seeküsten, der Heiden und Moore der unsrigen ist, (...)"; und: "(...) aus der gleichen norddeutschen Erdgeborenheit und Erdschwere erklärt sich (...)".⁷⁵

Der Name Burns fällt nicht, und dennoch wird ihn jeder Kenner der Materie sofort mitdenken. Wer die deutsche, besonders die niederdeutsche Ballade aus der englisch-schottischen Balladenpoesie herleitet und in der Fußnote eigens Macpherson und Percy nennt; wer raunend stammespsychologische Fäden zwischen schottischem, nordischem und niederdeutschem Volk spinnt; wer schließlich aus der angenommenen gemeinsamen Wesensart gemeinsame poetologische Anschauungen fließen sieht - der wird seinen Gesinnungsfreunden bei erstbestener Gelegenheit auch Robert Burns als Muster anpreisen. Das geschieht sechs Jahre später, als Dehning einen Gedenkartikel für den eben verstorbenen August Iwersen mit den Worten ausklingen läßt: "Wir wollen diesen kurzen Gruß an den Toten mit seiner wundervollen Übersetzung des bekannten Liedes des schottischen Volksdichters Robert Burns schließen, um seine große Gabe auch auf diesem Gebiet - vor allem aber auch um zu erweisen, welche dankbaren Aufgaben hier unseren plattdeutschen Dichtern überhaupt noch zu lösen gegeben sind."⁷⁶

Ein weiteres Mal verrät Dehning seine Belesenheit in Sachen Burns und seine schrankenlose Bewunderung für den 'Volksdichter' aus Schottland in einer kleinen, aber für die Situation charakteristischen Zeitschriftennotiz. Die niederdeutsche Bewegung, die unter anderem ja auch Traditionen der Jugendbewegung fortführte, hat sich gern des Tischgebets von Burns bedient, das - in der niederdeutschen Übertragung von Karl Eggers - folgendermaßen lautet: "De Een hett Hunger un keen Brot, / De Anner

75 G. DEHNING, *Die niederdeutsche Ballade*, in: *Niedersachsenbuch. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art*, hrg. v. R. HERMES, 7.Jg., Hamburg 1923, S.19-25; Zitate S.22.

76 G. DEHNING, *August Iwersen zum Gedächtnis*, *Die Tide. Niederdeutsche Heimatblätter* 6 (1929) 24.

Brot un mach nich eten. / Wi hebben Hunger, hebben Brot; / Gott! lat den Dank uns nich vergeten,"⁷⁷ Als nun 1931 wieder einmal auf diesen Vers aufmerksam gemacht, dabei aber Burns' Name nicht erwähnt wurde⁷⁸, korrigierte Dehning den Irrtum und setzte hinzu: "Diese Übertragung ist so vortrefflich und kommt der Urform an Innigkeit und Wärme so völlig gleich, daß dieser Hinweis dem plattdeutschen Dichter durchaus keinen Abbruch tut." Hingegen empörte er sich über die hochdeutsche Version einer Marie Jacobi mit den Worten: "Sie scheint (...) die Herkunft dieses 'Wandspruches' nicht geahnt zu haben, sie hätte sonst den großen Volksdichter nicht durch die (...) Übertragung verunehren können (...)." ⁷⁹ Nun ist die Fassung der Marie Jacobi wirklich nicht sonderlich gelungen. Es scheint aber, als habe Dehning eine hochdeutsche Übertragung prinzipiell argwöhnisch betrachtet.

Zu dieser Deutung ist man spätestens geneigt, wenn man liest, was er noch 1964 über Burns und sein Tischgebet vorbringt. Den "groten Volksdichter" der Schotten will er da den Niederdeutschen ans Herz legen, der weniger "hoch oeber de Wulken" schwebt als z. B. Goethe und Schiller. Zu diesem Zweck erzählt er einiges zu dessen Leben und Werk, hebt sein "Genie" sowie seine europaweite Wirkung hervor und endet bei der Feststellung, viele seiner Gedichte seien in andere Sprachen übertragen worden, nur: "Dat mag abers wull keen Spraak geben, de se so fein un so sinnig weddergeben kann as unse plattdütsche Mudderspraak." Den Beweis dafür, meint er, liefere ein Vergleich des Burnsschen Original-Tischgebets mit Eggers' Übertragung. Von der nämlich glaubt er sagen zu dürfen: "Schöner lett sick dat wiß in keen annere Spraak seggen. Uns dücht doch meist, as wenn dat up Plattdütsch noch leefliker klingen dä as up Ingelsch. Ick heff dat ook up Hochdütsch leest; dat mag ick hier garnich hersetten, dat döcht rein garnix." Drum ruft er auch aus: "Robert Burns, de Buerjung ut Schottland, dat grote Dichtergenie, he hett woll verdeent, dat he ook in Nedderdütschland un in unse Harten wiederleben deit!"⁸⁰

77 So in: *Trämsen. Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburger Mundart* von Friedrich und Karl EGGERS, hrg. mit sprachlichen Erläuterungen und vollständigem Wörterbuche v. K. NERGER, ²Breslau 1876, S.27.

78 Vgl. Niedersachsen. Verbunden mit Tide und Schimmelreiter 36 (1931) 558. - Eine ähnliche Notiz in *De Eekboom* 40 (1922) 44. Im übrigen wird die völlige Einbürgerung des Gebets in die niederdeutsche Szenerie durch eine persönliche Reminiszenz bestätigt: In den 'Niederdeutschen Studienwochen', die mein Lehrer Walther Niekerken nach jedem Semester zu veranstalten pflegte, gehörte dieser Spruch zu denen, die bei den gemeinsamen Mahlzeiten ständig rezitiert wurden. Von Burns war dabei nie die Rede.

79 Niedersachsen. Verbunden mit Tide und Schimmelreiter 37 (1932) 231.

80 G. DEHNING, *Ook een groten Volksdichter*, *Kiek in de Welt* 13 (1964) Nr. 143, S.11-13.

Wie Wippermann, so wertet demnach auch Dehning die Nachahmung des Fremden in eine Quasi-Heimholung des eigentlich 'Artgemäßen' um. Der Mythos von der 'Volkstümlichkeit', der ohne Zweifel inzwischen zum Mythos von Volk, Blut und Boden geronnen ist, erlaubt eben jeden geistigen Salto mortale, auch den einer vollkommenen Mißachtung bekannter historischer Zusammenhänge. Wippermann und Dehning wußten nur zu gut, daß die Hinwendung zur Poesie der Schotten und Engländer zunächst eine allgemeindeutsche Angelegenheit gewesen ist - sie selbst hätten vermutlich sogar von einer Angelegenheit der 'Hochdeutschen' gesprochen - und daß die niederdeutschen Dichter des 19. Jahrhunderts diesem Trend nur gefolgt sind. Gerade deshalb markieren ihre Äußerungen über Burns die Position der niederdeutschen Bewegung des 20. Jahrhunderts. In ihnen zeigt sich ja die typische, allein als monomanisch zu bezeichnende Fixierung auf das Niederdeutsche, die uns bei den Liebhabern dieser Sprache allenthalben begegnet.

Diese Vergötzung des Niederdeutschen wird ins Feld geführt, weil und wo der Wert des Heimatidioms bedroht erscheint. Und sie dient der Abwehr jedes Versuchs, die Entwicklung der niederdeutschen Literatur mit der Entwicklung anderer Literaturen, speziell der hochdeutschen, im entferntesten in Verbindung zu bringen. Wer das Niederdeutsche und seine Literatur für zutiefst eigenständige, letztlich einmalige Phänomene hält, muß den Gedanken an einen womöglich prägenden fremden Einfluß weit von sich weisen. Wer sich allerdings nicht scheut, die erdachte Einmaligkeit mit so zwielichtigen Begriffen wie 'Volk', 'Blut' und 'Boden' oder schlicht mit allerlei subjektiven Ideologismen zu umschreiben, der kann selbst das offenkundig Fremde wieder anstandslos in seine Idee vom Niederdeutschen integrieren. Er braucht, wie die Beispiele lehren, nicht lange zu fragen, was es wohl mit Burns' Beliebtheit bei den niederdeutschen Autoren auf sich habe. Für ihn ist das gar kein Problem.

6.3. Das gilt sogar für Personen, von denen man es nicht von vornherein glauben möchte, etwa für Friedrich Schult, den Herausgeber der kleinen Anthologie 'Robert Burns niederdeutsch'⁸¹. Anders als Wippermann und Dehning gehörte ja Schult der niederdeutschen Bewegung nicht direkt an, weder als Funktionär noch als Literat. Zudem besaß er, der Bibliophile, ausgedehnte literarhistorische Kenntnis. Er wendet sie auch an, zitiert in seinem Vorwort eingangs Goethes Appell, es wäre "billig, daß wir (...) Burns bei uns einführen", und nennt die Übersetzer Kaufmann, Freiligrath, Leuthold sowie Bartsch beim Namen. Trotzdem meint er, Goethes Forderung habe sich "in dem höheren Raume unserer

81 Wie Anm.3. Die Zitate im Text aus dem Vorwort, S.4-6.

Sprache niemals bis aufs letzte erfüllt", denn: "Die Angerufenen (...) blieben fast überall, aus ärmerer Natur, und nicht nur deswegen, weil es dem Hochdeutschen an der kürzend und verdichtend zusammenziehenden Kraft des schottischen Originalen ohnehin gebricht, weit unter dem Anspruche, der hier erhoben war."

Weiter haben selbst die sprachideologischen Auguren der niederdeutschen Bewegung ihre Herabwürdigung und Distanzierung des Hochdeutschen nicht getrieben. So ist es nur ein winziger Schritt zu der Feststellung: "Erst die Niederdeutschen zwischen 1840 und 1870, nach langer Armut mitten wieder in dem neu gewonnenen Erbe stehend, einem älteren Erbe, das nach Laut und Landschaft dem Dichter näher und gerechter war, konnten in dem nah verwandten, reinen Elemente, wenigstens für einen Teil des Werkes, mit ähnlich reinen Kräften auch bestehen" (4). Die Vokabeln 'Blut' und 'Boden' also meidet Schult, nicht aber deren Bedeutung. Auch für ihn ist Burns von Haus aus heimisch im Niederdeutschen. Den literarischen Wert der gesammelten Burns-Übertragungen und deren Relevanz für die niederdeutsche Dichtungsgeschichte veranschlagt er am Ende höher als alle Protagonisten der niederdeutschen Bewegung: "Dieser niederdeutsche Robert Burns, bisher verstreut und nur den Kundigen vertraut, ist neben dem 'Quickborn' und dem 'Vagel Grip' das dritte, immer noch unbekannte, wichtigste niederdeutsche Buch" (6). Burns, der dritte Klassiker der neuniederdeutschen Lyrik - das Fazit mag merkwürdig anmuten, ist jedoch, blickt man auf die Geschichte und die ihr zugrundeliegende Ideologie, keineswegs falsch. Da es im Jahre 1937 formuliert wurde, kennzeichnet es zugleich den Zustand poetologischen Denkens, den die niederdeutsche Bewegung erreicht hatte.

6.4. Zum vielleicht nicht guten, jedoch erhellenden Schluß sei auf eine Wende aufmerksam gemacht, die die Burns-Rezeption auf niederdeutscher Seite neuerdings genommen hat. Daß die Begeisterung für den berühmten Schotten von jeher eine Angelegenheit des geistig-literarischen Konservatismus gewesen ist, leidet nach allem keinen Zweifel, ebensowenig, daß die Dauer dieser Begeisterung bei den 'Niederdeutschen' deren Rückwärtsgewandtheit und ästhetische Selbstbeschränkung spiegelt. Jüngst freilich besinnen sich auch die eher progressiv Gestimmten auf die Gedichte des Schotten: Oswald Andrae überträgt sie, sein Partner bei vielen Veranstaltungen, der Liedermacher Helmut Debus, übersetzt und singt sie. Und zu einer von Debus' Schallplatten merkt nun der alles andere als konservativ gesonnene Klaus Dede an: "Das kleine Werk des schottischen Dichters paßt nahtlos zu all dem übrigen - auch sprachlich. Das ist eine aufregende Entdeckung: Einmal werden die literarischen Qualitäten der plattdeutschen Sprache deutlich, wenn es möglich ist, ein Gedicht von Robert Burns darin adäquat zu übertragen - zum anderen deutet sich hier eine Gemeinsamkeit [an], die übrigens vielerorts in Euro-

pa spürbar wird: Von Schottland über Irland und Wales bis hin zur Bretagne, zum Baskenland, Korsika, zum Elsaß und wo sich all dies ebenfalls regt, was in den Platten von Debus deutlich wird. Chauvinismus? Ganz sicher waren jene chauvinistisch, die zwar stets von der eigenen Heimat sprachen, diejenige aber der Polen und der Juden und der vielen anderen Minderheiten in Europa nicht beachteten und schon gar nicht achteten. Das, was sich heute entwickelt hat, steht - und dies zeigt die Übertragung von Burns - in einer übernationalen Solidarität, wird getragen von dem Bewußtsein, daß nichts was der menschliche Geist geschaffen hat, verloren gehen sollte - und dazu gehören Sprache und Kultur unserer Heimat."⁸²

Ginge es hier um ein Gedicht, das die heimatbewegten Autoren konservativer Couleur vergessen hätten zu übertragen, eines der sozialkritischen womöglich - man wäre es leicht zufrieden. Indes: Das Lied mit der Anfangszeile "What can a young lassie, what shall a young lassie" hat bereits Johannes Ehlers 1877 in niederdeutscher Sprache vorgelegt, durchaus ein Poet alten Zuschnitts. Deshalb bleibt es bei dem, was mehrfach gesagt wurde: Wer die Geschichte nicht kennt oder nicht beachtet und statt dessen mit allerlei absolut gesetzten Vorstellungen von 'Volk', 'Heimat', 'Volkstümlichkeit' oder auch 'übernationaler Solidarität' hantiert, der kann alles behaupten und beweisen - auch das genaue Gegenteil von allem.

82 dabei. Info-Magazin für die Gemeinde Schortens und das Jeverland (Schortens) Nr.6 (Oktober 1977) S.12.